

II Jg.

Nr. 6



Eisab-land  
Lothringer  
Heimat



1

9

3

1

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

# Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

## Inhalt des Juniheftes:

**TEXT:** Eine Wasserpartie zu Erstein anno 1547 (nach der Zimmer'schen Chronik) / Aug. Wernert, Die Komturei St. Johann von Dorlisheim / A. Malye, Arnsbourg-Falkenstein / Dr. E. Linckeheld, Der Gigantenreiter, sein Kult und Fortleben in den Vogesen / Ernest Schmitt, Das Deichselrecht / Alfred Pfleger, Unsere Dorflinden II. / R. Bolchert, Einem Lembacher Kind / G. Baumann, O dü min Elsass / Dr. L. Pfleger, Louis de Beer / Der Ritt nach Bitsch und der Bitscher Trunk (nach der Zimmer'schen Chronik) / K. L., St. Eligius, der Rossheilige / Christian Schmitt, Kammwanderung / R. S., Ausstellung Lucien Binaepfel / Büchertisch / Vogesenwanderung.

**BILDER:** Kunstbeilage: L. Schützenberger, Die Fischer / H. Bache, Wappen von Erstein / Portal der Komturei St. Johann / Brunnen in Molsheim / Gigantenreiter aus Seltz / Mertener Säule / Skulpturen von Feldkreuzen aus Hültenhausen, Lützelburg und Hommartingen / H. Bacher, Linde am Schiessrain / David Kandel, Linde mit tanzenden Bauern / Grosse Linde von Bergheim / H. Solveen, Kienzheimer Linden / Phot. V. Maulu, Hof in Rappoltsweiler — Hirschgasse in Reichenweier / Phot. E. Haller, Fischbödle / Phot. V. Maulu, Lauterburg / Ritterturm in Hagenau / Bitsch, alte Ansicht / A. Hadey, Herbitzheim.

## Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftl. Gesellschaft zu Strassburg

Ausser der Reihe:

### 1. Sonderausgaben

PINCK L., Verklingende Weisen, Lothringer Volkslieder, zwei Bände, Lothringer Verlags- und Hilfsverein-Metz 1927<sup>2</sup> und 1929, mit zahlreichen Buchillustrationen von Henri Bacher, Erster Band: 516 Seiten, 45.— (50.—). Zweiter Band: 424 Seiten, Frs. 45.— (52.—)

### 2. Jahrgaben

RITTER FR., Das Giletta-Volksbuch. Nach einem bisher unbekanntem Strassburger Drucke vom Jahre 1520 erstmalig herausgegeben, Selbstverlag der E. L. W. G. zu Strassburg 1928.

SOLVEEN H., Gibt es eine elsässische Literatur? Ein Versuch zu ihrer Begriffserklärung, Selbstverlag der E. L. W. G. zu Strassburg 1929.

Zwei Beiträge zur Strassburger Kunstgeschichte: STOEHR FR., Architektonische Streifzüge durch Alt-Strassburg. — HELL L., Johann Knauth, der letzte deutsche Baumeister am Münster zu Strassburg, Selbstverlag der E. L. W. G. zu Strassburg 1930.

### 3. Publications de la Société Savante

Le Docteur A. MARXER, Contribution à l'étude des produits bactériens, Edition de la Société, Strassburg 1928, 56 pages, nombreux tableaux, Frs. 18.— (14.—)

BARTHELME A., Docteur en droit, Le développement des courants commerciaux de l'Alsace depuis la guerre, Istra-Strasbourg 1931, 245 pages, nombreux tableaux, Frs. 75.— (40.—)

NB. — Alle Anfragen und Mitteilungen sind zu richten an das Generalsekretariat der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg 79<sup>a</sup>, An den Gewerbslauben.

**Clicherie Alsacienne**  
**STRASBOURG-NEUDORF**  
17 Rue de Mulhouse  
Téléphone 6399

**Forces Motrices du Haut-Rhin**  
Secteur de Guebwiller

**Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin**  
5, Rue de la République, 5  
**GUEBWILLER**

Grosses Lager in  
**elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.**  
**Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate**  
in erstklassiger Ausführung.





PHOTO J. WALTER

*Lothringer Ferme*

# Bücher und Zeitschriften

**Marga Müller, Betende Händlein in betender Hand.** Ein fröhlich frommer Weg ins Gottesreich für Mutter und Kind. Bilder von Alda Laurin. München, Verlag «Ars sacra» (J. Müller) 1951, 160 S. mit 10 farbigen Bildtafeln und 10 zweifarbigen Textbildchen. In Leinen gebunden Mk. 2,80.

Es ist notwendig, dass das Kind schon auf dem Arme der Mutter ins religiöse Leben eingeführt wird. Die grosse Frage geht aber nach dem «Wie». Bei bestem Willen haben die Mütter von heute vielfach die Fähigkeit verloren, aus der Fülle und Tiefe des eigenen Herzens heraus das Kind zu Gott zu führen. Wie dankbar werden sie sein für ein Büchlein, einem Mutterherzen voll religiöser Innigkeit entfloßen, das ihnen «einen fröhlich frommen Weg ins Gottesreich für Mutter und Kind» weist. «Betende Hände in betender Hand» ist sein bezeichnender Titel. In kindlichen, oft von goldenem Humor überspannten Verslein, in herzinnigen, sichtlich der Kinderstube mit ihrem so einfachen und dennoch so reichen und gemütswarmen Leben entsprungene Belehungen und Zusprüche arbeiten sich Mutter und Kind nicht nur in das tägliche Gebetsleben, sondern auch in das Kirchenjahr mit seiner tiefen Symbolik und seinen sinnigen Gebräuchen hinein. Nicht in salbungsvollem Lerhton, sondern unter ständiger Anknüpfung an das wirkliche Kindesleben mit seinen Fehlern und Vorzügen, kindlichen Freuden und Sorgen wächst das Kind sozusagen spielend in reiches Gebetsleben hinein. Zu beglückwünschen sind Mutter und Kind, die an der Hand dieses Büchleins den Weg ins Gottesreich wandern.

**Andreas Obendorfer, Du meine Mutter — ich dein Kind.** Ein Marienbüchlein. München, Verlag «Ars sacra» (J. Müller) 1951, 52 Seiten Text mit 8 Kupfertiefdruckbildern. Mk. 0,40.

Ein überaus liebes Büchlein. Es ist Maria, der Gottesmutter, gewidmet und soll Liebe zu ihr und Vertrauen auf die Macht ihrer Fürbitte in die Herzen hineinbringen. In bilderreicher, einfacher und schöner Sprache weiss uns der Verfasser zu begeistern für die Liebe zu unserer Mutter im Himmel. «Wer sie findet, findet das Leben und schöpft Heil von dem Herrn». Das Schriftchen eignet sich besonders zur Verbreitung in Jungfrauen- und Frauenvereinen und empfiehlt sich auch zu Geschenkzwecken infolge seiner Billigkeit und schönen Ausstattung.

**Andreas Obendorfer, Die Heimat des hl. Geistes.** München, Verlag «Ars sacra» (J. Müller) 1951, 32 Seiten Text mit 8 Kupfertiefdruckbildern. Mk. 0,40.

Ein Pfingstbüchlein, das von der Heimat des hl. Geistes handelt. Der hl. Geist ist zu bekannt, um von ihm zu schweigen und zu unbekannt, um etwas Herzenanregendes und Erschöpfendes zu sagen. Man fühlt seinen linden Odem und man sieht seine Wunder, aber niemand weiss, woher er kommt und wohin er geht. Da leistet das vorliegende Büchlein treffliche Dienste. Es schildert alles Notwendige und Nützliche in leichtverständlichen Worten und in schönen Anwendungen auf das menschliche Leben.

**Leo Samberger, Die hl. Elisabeth.** Wandbild in feinstem Kupfertiefdruck. München, Verlag «Ars sacra» 1951. Preis Mk. 1.—

Sambergers St. Elisabeth-Bild ist ein Meisterwerk der Bildnismalerei, ein wohl gelungenes psychisches Porträt der hl. Frau. Die Auffassung ist völlig neu. An die Stelle jener romantisch erzählenden Art, die

in den Wartburggemälden des Moritz von Schwind ihre schönste Gestaltung gewonnen hat, ist eine herrlich vereinfachte und verinnerlichte Seelenschilderung getreten. Man sieht die Heilige in Halbfigur dargestellt, einen kranken Mann betreuend. Das ist wahrhaft ein Lobpreis der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, die himmelhoch erhaben ist über die Anfechtung und den Spott moderner Zweifler und Nörgler!

**Atlantis — Länder, Völker, Reisen.** Herausgegeben von Martin Hürlimann. Atlantis-Verlag, Berlin Oranienstrasse. Maiheft 1951.

Das alte romantische Thema der Schifffahrt auf hoher See steht im Vordergrund dieses Heftes. Hilaire Belloc erzählt von der Segelschifffahrt mit so viel Laune, Einfällen und humorvollen Einzelkenntnissen, wie das nur ein kundiger See-Engländer tun kann. Segelschiffe aus alter und neuer Zeit in Wind und Wellen illustrieren den Aufsatz ebenso reizvoll wie instruktiv. Einen grossartigen Gegensatz dazu bilden die Aufnahmen, die Keiling von den Maschinenschächten, Turbinentunnels und Wasserrohrkesseln moderner Ozeanriesen zeigt. Max Buchwald belehrt uns anhand hübscher Rekonstitutionen und Photos die Geschichte der Leuchttürme vom Pharus von Alexandria bis zum Beginn des technischen Jahrhunderts. In das verschlossene Himalayaland Nepal führt uns Martin Hürlimann, der einen Besuch bei dem Maharadscha Chandra, Ministerpräsident von Nepal, schildert. Eine Reihe Tiefdrucktafeln herrlicher Baudenkmäler der alten Königsstadt Patan und nepalischer Volkstypen, neben denen die modernen Palastbauten sich seltsam genug ausnehmen, zeugen von der alten Kultur dieses nur selten von Europäern betretenen Landes. Einen Einblick in die politischen Probleme und die Versuche des Landes, seine Jahrtausende alten Einrichtungen der modernen Zivilisation langsam anzunähern, gibt die Rede des Maharadscha Schum Scher (1924) «Ueber die Abschaffung der Sklaverei». Bilder von einem japanischen Knabenfest, aus einem finnischen Koltendorf, von den Küsten des australischen Queensland und von der vielverheissenden Einigung zwischen Gandhi und dem englischen Vizekönig Lord Irwin, beschliessen das fesselnde Heft.

**Das schöne Heim.** Haus, Wohnung, Garten, Kunsthandwerk. Illustr. Monatsschrift. München, F. Bruckmann A. G. 1951.

Das schön und reich ausgestattete Maiheft zeigt, dass diese vornehme Zeitschrift bestrebt ist, in Bild und Wort alles das näher zu bringen, was ein Heim eigentlich modern macht und ihm Seele und Wohnlichkeit verleiht. Der Fachmann wird gut informiert, und der Laie wird durch gediegene Abbildungen und Betrachtungen zu neuzeitlichem Wohnen erzogen, sodass er vieles versteht, was ihm sonst fremd geblieben wäre. Die Frau als Walterin des Hauses wird diese Hefte besonders schätzen. Das vorliegende Heft enthält: Zwei Wohnhäuser mit Gesamtansichten, Skizzen und Details; eine Erörterung der Frage, ob moderne Wohnungskunst nüchtern sein muss; zwei Werkbund-Wohnräume von schlichter, aber ausgeprägter Wohnlichkeit; die verständnisvolle Neuanlage alter Gärten; Frühjahrs- und Staudengärten; kapriziös-lustige Porzellantiere, Textilkunst für das Heim und im praktischen Teil nützliche Worte zum Umbau und eine mit bildlichen Beispielen belegte Abhandlung über Wahl und Art eines Eis- oder Kühlschranks usw.

**Hochland.** Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Karl Muth. München und Kempten. Verlag Jos. Kösel.

Inhalt des Maiheftes 1951: Die Kirche in der Minderheit. Von Dr. Friedr. Fuchs — Wiener Wohnbaupolitik. Von Dr. Ernst Karl Winter-Wien — Zionismus in Vergangenheit und Gegenwart. Von Professor Dr. Johannes B. Kraus S. J. — Igor Borodjoff. Erzählung von Friedrich Riessner — Vom Tanz in unserer Zeit. Von Beda Prilipp — Kritik: Vom Leben und Glauben dieser Zeit. Von Dr. Otto Knapp — Rundschau: Die Selbsthilfe als Retterin der Landwirtschaft — Oesterreich, wie es ist — Philosophie in Frankreich — «Das Nationaltheater» — Der Mensch Johann Sebastian — Der Bildhauer Peter Terkatz — Kunstbeilagen: Peter Terkatz. «Mutter und Kind» sowie «Frauenkopf» vom Portal des Prosper-Krankenhauses in Recklinghausen — Gesamtansicht des Portals des Prosper-Krankenhauses in Recklinghausen.

**Häuslicher Ratgeber.** Illustrierte Wochenschrift. Leipzig, Verlag O. Beyer. Preis jeden Heftes 0.40 Mk.

Die Zeitschrift zeichnet sich aus durch gute Ausstattung, bunte Vielseitigkeit und Gediegenheit in Wort und Bild. Romane, Novellen, Aktuelles und zahlreiche Bilder bieten dem Leser abwechslungsreiche Unterhaltung, und Hausfrauen wird besonders der reichhaltige Mode- und Handarbeitsteil und die Schnittbogen-Beilage willkommen sein.

Ab und zu bringt diese Wochenschrift entzückende Sondernummern heraus, so kürzlich ein stattliches Heft «Die Frau kauft ein», das sich zum Ziele setzte, der Frau ihre Machtstellung als Konsumentin und Käuferin einmal recht zum Bewusstsein zu bringen. In instruktiven Aufsätzen aus berufendsten Federn und in reizvollen Bildern ist in diesem Sonderhefte alles zusammengestellt, was der Hausfrau beim Einkaufen förderlich sein kann. Zehn Verkäufer aus den verschiedensten Gebieten haben das Wort, zu sagen, wie man richtig einkauft. Ein trefflicher Ratgeber!

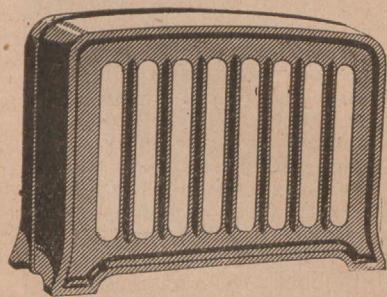
**Dr. med. H. Bottenberg,** Was essen? Gesundheit, Spannkraft, Wohlgeschmack, Sparsamkeit durch neue Nahrungswissenschaft ohne Einseitigkeiten. Königstein i. Taus, Karl Robert Tangewiesche 1951. Mk. 1,20.

In der Sammlung «Der Eiserne Hammer» erschien wieder ein sehr nützliches empfehlenswertes Büch-

lein in vortrefflicher Ausstattung. Der Verfasser macht in gemeinverständlichen Darlegungen die Ergebnisse moderner Nahrungswissenschaft zugänglich, und zwar in Kapiteln wie: «Was sollen wir essen? — Das Wesen der Ernährung — Eine halbe Stunde Ernährungsschemie — Unser Nahrungsbedarf — Der tägliche Tisch — Besondere Ernährungsformen — Ein erlauchtetes Gespräch — Bewertung der einzelnen Nahrungsmittel — Küchentechnisches — Etwas über das Essen — Besondere Winke — Was ist teuer? Was ist billig? Aus der Praxis: Allerhand Mahlzeiten — Diätetik — Literatur- und andere Mitteilungen. 14 künstlerische Aufnahmen von Dr. Paul Wolff schmücken in geschmackvoller, sinniger Weise das hübsche Bändchen.

**Westermanns Monatshefte.** Es ist wieder schwer, dem reichhaltigen Inhalt der Juni-Nummer von Westermanns Monatsheften in einer kurzen Besprechung gerecht zu werden. Zu den brennendsten Problemen der Gegenwart nehmen zwei Artikel Stellung, die besonders Interesse beanspruchen dürfen. Wir meinen die Abhandlung von Tormann «Konjunktur und Krisen» und den hiermit in einem gewissen Zusammenhang stehenden, lebendig geschriebenen Artikel von Philipp «Spionage in Handel und Industrie». Ernst Wiechert bringt in dem Heft seine flott hingeworfene Novelle «Demetrius». Die vielen Besucher der Schweiz wird die Beschreibung von Land und Leuten Graubündens interessieren. An wichtigen Artikeln heben wir noch hervor: Voigtländer «Motorlos in den Lüften», Müller-Neudorf «Frauen auf dem Balkan» und eine sehr lesenswerte Abhandlung mit bunten Bildern über den Maler und Bildhauer Geyger von Adrian Lukas Müller, während Dr. Willian Cohn einen ebenfalls reich mit Bildern geschmückten Artikel über die moderne japanische Malerei bringt. Wie immer werden die dramatische Rundschau, der Regenbogen und die literarische Rundschau besondere Aufmerksamkeit finden. Alles in allem ein Heft von einer Reichhaltigkeit, die es leicht begreifen lässt, dass Westermanns Monatshefte in jeder gebildeten Familie gern gelesen werden.

Das Heft ist in jeder guten Buchhandlung zum Preise von RM. 2.— erhältlich. Auf Grund eines Abkommens mit dem Verlag haben unsere Leser das Recht, ein früher erschienenen Probeheft zu verlangen. Wir bitten unsere Leser, von diesem Anerbieten in ihrem eigenen Interesse recht regen Gebrauch zu machen und das Heft von dem Verlag Georg Westermann in Braunschweig anzufordern.



Die Weltmarke „Telefunken“

erhältlich bei

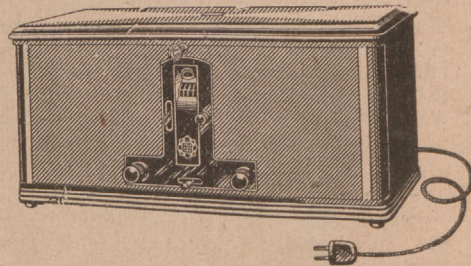
**DENTZER & GRAMLING**

**Strasbourg**

5, rue des Frères 5

Tél. 701.

Prospekt gratis.



# Elsass-Land Lothringers Heimat

11. Jahrg.

JUNI 1931

6. Heft

## Eine Wasserpartie zu Erstein anno 1547

Das Domkapitel zu Strassburg hat den Brauch, dass jedes Jahr nach Rechnungsabschluss, der das Generalkapitel genannt und auf Jakobi gehalten wird, die Domherren mit einander gen Erstein, einen grossen, namhaften und nützlichen Markt, auf drei Meilen von der Stadt Strassburg gelegen und Eigentum des Domkapitels, reisen. Dahinselbst kamen sie auf Sixti und blieben etliche Tage, haben Pfaffenleben mit den besten Weinen und Bisslein gehalten. Insbesondere haben sie, weil daselbst die Ill vorbeifliesst, davon man sagt, das Elsass habe den Namen von altersher, die schönsten Vischenzen (Fischereien) dort, als man nur an einem Ort im ganzen Elsass findet. Ich (der Chronist) bin selbst dabei gewesen, dass eine grosse Anzahl von allerlei Fischen gefangen worden. Ist in summa ein herrliches Ding!

Nun im Jahr 1547, als sie abermals hinaus gen Erstein sind, ist zusammenkommen Herzog Georg von Braunschweig, Graf Bernhard von Eberstein, Graf Jakob der Rheingraf, Graf Johann Christoph von Zimmern, Domdechant, und sein Bruder Gottfried Christoph, Graf Wilhelm und Graf Ott von Eberstein, auch des Domkapitels Kanzler Doktor Johann Tuschalin und der Schaffner Peter Heldung. Nun war es aber bei den Herren der Brauch, wann sie diese Vischenz hielten, dass sie einander viel Schalkheit auf dem Wasser mit Spritzen, Beschütten und Werfen antaten, damit sie den Grafen Ludwig von Hohenlohe, ihren Mitkapitularen, so scheu machten, dass er nicht mehr zu ihnen auf das Wasser wollte und sprach: «Vere, vere, es ist ein sorglichs Ding ums Wasser!» Als Graf Gottfried oder andere unter den jungen Leuten solchen Mutwillen trieben, sagte er: «Vere, vere, hi juvenes sunt male educati!» Alsdann liess er sich nicht weiter auf das Wasser locken, sondern blieb daheim, damit er keinen Schütter bekam.

Also ging es damals auf dem Wasser der Ill auch zu. Es hatte fast jeder von den Domherren sein eigen Schifflein, damit liessen sie sich auf dem Wasser hin und her führen und schalätzen (herumrudern). Nun trug es sich von ungefähr zu, dass Graf Gottfried Christoph auch ein eigenes Schifflein bekam und sich darin führen liess. Er hatte niemand bei sich als den Schiffmann und den Schreiber des Grafen Bernhard von Eberstein, einen jungen, versoffenen Löffel, der vermeinte, wie es die Herren trieben, das dürfte er auch tun. Besonders aber, wenn sein Herr ihm den Rücken kehrte, war er gar ausgelassen und wollte keinen den abenteuerlichsten oder den ungeschicktesten sein lassen. Wie nun das Werfen anging von einem Schiff zum andern mit dem langen Kraut, das in dem Wasser der Ill wächst, kam damit auch viel Wasser in die Schifflein. Das sollten nun die Diener mit ihren besondern Schaufeln ausschöpfen. Das geschah denn auch in Graf Gottfrieds Schiffchen durch den ebersteinischen Schreiber; der schöpfte das Wasser auch aus, unterweilen aber, wenn sein Herr nicht Achtung gab, beschüttete er ihn mit Fleiss. Das wiederholte sich etliche Male, bis der Graf den Schreiber bat, sich dessen zu enthalten. Der entschuldigte sich zwar hoch und heilig, ihn treffe keine Schuld, und es geschehe ihm unrecht. Aber das Spritzen und Beschütten ging nichtsdestoweniger weiter. Zuletzt stand der Graf auf und nahm dem Schreiber die Schapf aus der Hand. Der wollte sie ungern ablassen, es ward ein Zank daraus, und mit dem Krieg fing das kleine Schifflein an zu schwanken. Dabei gab der Schreiber dem Grafen einen Stoss, im Fallen erwischte ihn der Graf, und beide fielen angesichts der andern Herren, die ihnen nicht helfen konnten, hinterrücks in den tiefen Gumpen. Denn die Ill, ohnehin schon ein tiefes und still laufendes Wasser, war nach Aussage

der Fischer an diesem Platz an die drei Klafter tief. Dabei hatte der Graf ein langes Rapier und einen Dolch an, dazu noch das Kapitelsiegel samt mehreren dicken Pfennigen in einem Säckel in dem blossen Wams bei sich.

Als beide auf den Grund des Wassers kamen, riss sich der Schreiber mit Gewalt vom Grafen los, sonst hätten beide ohne Zweifel ertrinken müssen. Dann schoss er im Wasser hoch und schwamm hinaus. Der Graf aber, der nicht schwimmen konnte, obwohl er sich einst es zu lernen in Frankreich viel geübt hatte, blieb ungefähr eine Viertelstunde unter Wasser, sodass sein Bruder und die andern Herren meinten, er wäre ertrunken, und berat-schlagten, wohin er zu begraben. Darüber entstand unter ihnen ein solcher Zank, der dem guten Grafen im Wasser leichtiglich das Leben hätte kosten können. Der eine wollte ihn zu Erstein, der andere zu Eschau begraben lassen. Zu guter Letzt beehrten sie von den Fischern, sie sollten ihre Haken und ander Gezeug ins Wasser werfen, um den Körper des Ertrunkenen herauszuziehen, denn niemand mehr versah sich seines Lebens. Da hielten die Fischer mit ihren Schifflin alle um den Gumpen und versprachen, so er noch lebendig, wollten sie sich unterstehen, ihm mit der Gnade Gottes wohl davon zu helfen. Das dauerte wieder eine geraume Weile, bis sie die Haken einwarfen. Indessen erzeugte der Allmächtige reichlich seine Gnade, sodass der Graf an dem Orte, wo er ins Wasser gefallen, wieder in die Höhe schoss bis an die Brust, und da einige Schifflin ganz nahe waren, erwischte er eines im Schrecken. Das wollten aber die Fischer nicht zulassen aus Angst, es möchte das Schiff-

chen kentern. Deshalb hielt ihm einer ein Ruder hin, daran sich der Graf gierig festhielt, ein anderer sticht seinen langen Fischerhaken durch das zerschnittene Lederkoller des Ertrinkenden, so führten beide ihn, von dem man nur den Kopf sah, hinüber an das Gestade. Des waren die Herren höchlich erfreuet und sagten dem allmächtigen Gott im Himmel gross Lob und Dank.

Sobald er auf das Land kam, besorgten Herzog Georg und Graf Jakob, er möchte noch viel Wasser im Leibe haben. Die beiden starken Herren ergriffen und stürzten ihn kopfunter, doch es war kein Tropfen Wasser in ihm. Doch trug er sein Rapier und den Dolch noch bei sich, auch fand man des Kapitels Siegel samt den Dickpfennigen noch in seinem Aermel, sowie etlich ander Geld, so er in den Aermel gelegt. Die glückliche Rettung vom sichern Tode schreibt der Chronist dem Gebete der Mutter des Geretteten zu. Dem leichtsinnigen Schreiber wurde sein Hochmut und seine Vermessenheit mildiglich verziehen. Sein Herr Graf Wilhelm von Eberstein war des glücklichen Ausgangs des Abenteuers sehr froh und meinte einfältiglich, er wollte nicht um ein paar Gulden, dass sein Schwager sollte ertrunken sein. Des lachten die andern herzlich.

So hatte das Fischen ein Ende. Sie führten Graf Christoph in ihre Behausung und waren die ganze Nacht fröhlich mit ihm. Dabei befand sich, dass dessen, den das Wasser verschont hatte und der sich vor dem Wasser hatte hüten können, der Wein in derselbig Nacht Herr und Meister worden ist.

Nach der Zimmer'schen Chronik (III, 557 ff.), gekürzt und sprachlich erneuert.





## Die Komturei St. Johann von Dorlisheim

Von † Aug. Wernert

An der Strasse von Molsheim nach Oberehnheim, gegenüber von Dorlisheim, befindet sich das Schloss St. Johann. Früher erhob sich an diesem Platz eine Komturei des Malteserordens, der auch Johanniterorden genannt wird. Sie war durch eine mit Rundtürmen verstärkte Ringmauer und einen breiten Wallgraben geschützt und hatte zwei Tore, von denen eines nach der Breusch ging.

Die Entstehungszeit dieser nach dem Hl. Johannes dem Täufer benannten Kommanderie ist nicht bekannt. Die adlige Familie der Vogt von Molsheim soll die Komturei 1011 für die Templer erbaut haben; diese Annahme ist jedoch irrig, da der Johanniterorden erst 1098 gegründet wurde. Man wird wohl die Gründung von St. Johann in den Anfang des 13. Jahrhunderts ansetzen müssen, da die Kirche, von der noch die Rede sein wird, bereits 1262 bestand. Auch über die weitere Geschichte des Gutes von St. Johann ist nicht viel bekannt. Im Armagnakenkrieges (1445) wurde die Komturei von dem rauhen Kriegsvolk schwer heimgesucht und achtzig Jahre später von den aufständigen Bauern geplündert. Damals verteilte Jörg Ittel, Schultheis von Rosheim und Anführer eines Haufens von Aufrührerischen, in den Mauern von St. Johann die im Kloster zu Haslach geraubten Kirchengefässe, und schmolz daselbst den Reliquenschrein des Hl. Florentius ein, wie er dies in dem peinlichen Verhör zu Strassburg gestehen musste. Im bischöflichen Kriege (1592) wurde die Komturei vollständig niedergebrannt und seither nicht wieder aufgebaut.

Bis zum Ausbruch der grossen Revolution war die Komturei von St. Johann ein privilegierter Ort, d. h. er war unabhängig, von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit, war Pfarrei und besass seine eigene Kirche.

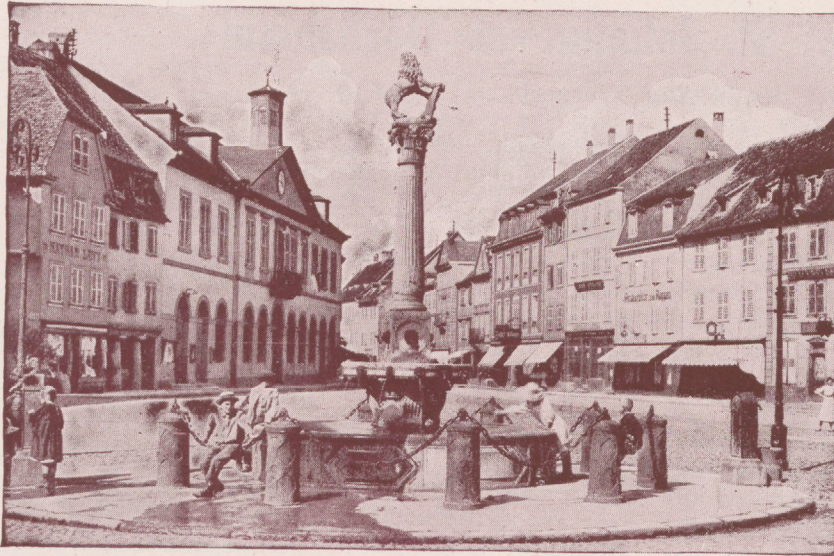
Als Pfarreiverwalter wird u. a. ein Kapuziner aus dem Kloster von Molsheim genannt, der vom Grossvikar des Malteserordens ernannt wurde. Die Kirche von St. Johann war einschiffig, ganz aus Hausteinen in Kreuzform gebaut und hatte zwei seitliche Kapellen. In dieser Kirche fanden ausser den Ordensleuten viele Adelige ihre Ruhestätte, so Hermann, Landvogt von Elsass und der Ortenau (Baden), und der grösste Teil der am 8. März 1262 mit ihm in der Schlacht von Hausbergen gefallenen Ritter. Ein Jahr später wurde der Bruder Hermanns, der Strassburger Bischof Walther von

Geroldseck, der am 12. Februar 1263 gestorben war und dem Malteserorden angehört hatte, in der Kirche von St. Johann zur ewigen Ruhe bestattet. Auch einige Komturen sind daselbst beigesetzt, so Oswald von Neuneck († 12. Januar 1563), Adolf von Rothenhausen († 30. August 1584) und Albrecht von Rachenhausen († 3. März 1595). Ueber die Pfarrei von St. Johann gibt das in dem Gemeindearchiv von Dorlisheim aufbewahrte Taufbuch spärlichen Bericht. Danach wurden u. a. in den Jahren 1777—1790 sieben Kinder der Familie Vetter, von einem Molsheimer Kapuziner getauft, während 1767 der Johanniterbruder Sylvester, Guardian der Komturei einem Kinde der Familie Schweisguth die Taufe gespendet hatte. Die Kirche wurde 1802 abgetragen. Die Grabsteine gingen dabei in Trümmer; ein Teil der schönen Skulpturen wurde beim Bau der Kirche von Beblenheim verwendet.

Zu der Komturei gehörte auch ein Spital, das bestimmungsgemäss von den Johanniterbrüdern geleitet wurde. Es befand sich vermut-



Portal der Komturei St. Johann



*Brunnen in Molsheim*

lich ausserhalb der Ringmauer auf der andern Seite der Strasse, im heutigen Gewann «Klein Gebreit»; der Zugangsweg war gepflastert, wie die an einigen Stellen in 60 cm Tiefe vorhandenen Reste vermuten lassen. Anno 1367 zählte das Spital ausser den Kranken 5 Konventualpriester, 7 Schwestern zur Krankenpflege und 2 Brüder. 1520 befanden sich 12 Priester, 4 Schwestern und 20 Arme im Siechenhaus. Acht Jahre später stand das Gebäude leer. Im Jahre

im Parke von St. Johann die Geschehnisse des letzten Jahrhunderts sich einander zuflüsteren, so erzählt uns das im Schatten der Tannen versteckte Portal von der Geschichte des Malteserordens und nennt uns die Namen der edlen Komturen, unter denen die elsässischen Adelsgeschlechter der Rappoltstein, der Landsperg, der Pfaffenlapp, der Reinach, der Mörnsberg, aber auch tapfere Edeline der Familie der Droste von Vischering u. a. hervorleuchten.

## Grand-Arnshbourg

Parmi nos vingt nids d'aigle il en est d'avenants,  
De gracieux, de gais, qu'un sourire illumine  
A l'aspect des hameaux que leur donjon domine  
Et des champs d'alentour et des prés attenants.

Mais il en est aussi qui vous font froide mine.  
Ils ne semblent hantés que des seuls revenants  
Et sont environnés de déserts surprenants  
Où vous cherchez en vain la plus pauvre chaumine.

Parfois entr'aperçu du lointain Lichtenberg,  
Ainsi le Grand-Arnshbourg, en sa morne attitude,  
Est tout isolement et tout solitude.

Tel un vieux chevalier raidi dans son haubert  
Et qui, l'épée au poing et l'écu sur la bouche,  
Resterait aux aguets gardant un air farouche.

## Falkenstein

Nos burgs démantelés nous laissaient entrevoir  
Un pur passé d'honneur et de chevalerie...  
Croyance, illusion et fantasmagorie  
Où se plaisait — jadis — l'enfant de ce terroir.

Mais elle a fait son temps, la naïve féerie.  
Car le souffle glacé du moderne savoir  
A terni maint blason et fait maint preux déchoir  
Dont les exploits vantés s'avèrent barbarie.

Ainsi le Falkenstein eut tort de nous mentir.  
A nos yeux avertis il n'est qu'un des repaires  
D'industriels brigands et de larrons prospères.

C'est pourquoi, sans regret, nous voici consentir  
Qu'un ciel vengeur l'ayant châtié d'un coup de foudre,  
Pour l'achever Monclar ait fait jouer la poudre.

A. MALYE.

# Der Gigantenreiter

## Sein Kult und Fortleben in den Vogesen

Von Dr. E. Linckenheld, Auxiliaire de l'Institut de France.

Rätselhaft in ihrer Form, unverstanden in ihrer Bedeutung war bis vor kurzem eine in unseren Provinzen recht häufige Skulptur aus gallo-römischer Zeit: der Gigantenreiter. Mit majestätischem Gesichtsausdruck, in der hoch erhobenen Rechten den Blitzstrahl haltend, sprengt ein in heimisches (gallisches) Gewand gehüllter, meist bärtiger Reiter über ein schlangenfussiges Ungeheuer, vorne Mensch, die Beine in Schlangen endend, das man den Giganten nennt. Manchmal trägt das Ungetüm auch friedlich Ross und Reiter; manchmal erscheint ihr Verhältnis eher feindlich. Der gallische Mantel (sagum) umflattert gelegentlich den Reiter; gelegentlich trägt er gar den Panzer<sup>1</sup>). Unsere Abbildung 1 gibt eines der am besten erhaltenen und charakteristischsten Denkmäler wieder.

Diese seltsame Gruppe krönt nun eine runde, meist geschuppte Säule, die ihrerseits einen Steinwürfel überragt, gelegentlich auch ein Achteck, und deren Seitenflächen mit Götterbildern geschmückt sind. Es schwankt ferner die Höhe der Denkmäler: 3 bis 5 Meter Höhe hatten wohl die meisten. Es gibt aber unter ihnen ganz monumentale Bauten von 15 Metern Höhe, wie die berühmte Säule von Merten in Lothringen, der Stolz des Metzser Museums. Da es das bedeutendste Exemplar der Gattung ist, von dem man einmal versucht hat, alle anderen abzuleiten, mag unsere Abbildung 2 dem Leser eine Vorstellung geben von dieser einzigartigen Skulptur Lothringens.

Das Verbreitungsgebiet unserer Denkmalgruppe wird etwa durch Mosel und Neckar begrenzt, mit Ausläufern nach Nordwesten und im besonderen bis in die Auvergne. Etwas über hundert, im ganzen ziemlich gleichwertige Denkmäler sind bis heute dem Boden entstiegen. Allein eine hochwichtige Einzelheit ist sofort zu unterstreichen: Die Vogesen zwischen dem Donon, Zabern, Pfalzberg und Saarburg (mit seinem Kreise) haben zusammen 32 Exemplare, rund ein Drittel aller bekannten Gigantenreiter geliefert. Hier eine kurze Aufzählung der Funde. Wir kennen Gigantenreiter aus Zilling, Hessen, Voyer, Dianenkapelle, Sanct Johann Kurzerode, Valette bei Alberschweiler (5 Exemplare), Sanct Quirin, Mittersheim (2 Exemplare), Niederweiler, Valerysthal, Hommert, Donon (2 Exemplare), Alberschweiler, Hattigny, Lörchingen,

Nitting, Lixheim, Harberg und Finstingen. Oestlich des Kreises Saarburg hat der Fallberg (zwischen Pfalzberg und Zabern) 6 Exemplare geliefert und der Wasserwald (bei Stammbach) ein klassisches Stück<sup>2</sup>).

Im Unterelsass nenne ich als bekannteste Beispiele Strassburg, Seltz, Neuweiler, (Espérandieu, 5 489, 5 559 und 5 700).

Schon allein diese Zusammenstellung wiederlegt eine Behauptung, die neulich zwecks Erklärung unserer Gruppe ausgesprochen wurde<sup>3</sup>), man fände den Gigantenreiter besonders häufig in der Nähe römischer Lager. Man wäre der Wahrheit nicht fern, wenn man das Gegenteil behaupten würde. Wenn nun Hertlein, der in einer grossen, verdienstvollen Arbeit<sup>4</sup>) alle Denkmäler des Gigantenreiters zusammengestellt hat, scharfsinnig nachzuweisen versucht, dass sich bei den Mediomatrikern (die doch Lothringen und das Unterelsass bewohnen und im besonderen die Nordvogesen) keine Gigantenreiter finden<sup>5</sup>), dann fasst man sich an den Kopf.

Damit sind wir bei den Erklärungsversuchen unserer Gruppe angelangt. Ich erinnere mich noch lebhaft der Zeit — es sind weit über 30 Jahre vergangen — wo zwei meiner Lehrer, Hoffmann und Freidthoff, beide Professoren am Metzser Lyzeum, sich um die Natur und Bedeutung der «Bagaudensäulen» stritten<sup>6</sup>). Heute stehen sich drei Anschauungen gegenüber.

1. Haug, s. Z. der beste Kenner der römischen Epoche Süddeutschlands, lehrt seit 1890<sup>7</sup>), «dass es nicht zweifelhaft sein könne, dass der Gigant die Feinde Roms und seiner Zivilisation darstelle». — «Obwohl der Reiter Jupiter repräsentiert, dem wahrscheinlich alle diese Denkmäler geweiht waren, symbolisiert die Säule in ihrer Gesamtheit das Römische Reich und stellt seinen Triumph über die Barbaren dar».

Es gibt nämlich einige dieser Säulen, auf deren Sockel als Widmung zu lesen steht:

**D(eo) O(ptimo) M(aximo)**

«Dem grössten, besten Gotte», d. h. dem Jupiter. Dann folgt der Name des Dedikanten, oft mit dem üblichen Zusatz:

**V(otum) S(olvit) L(ibens) M(erito)**

«freudig nach Gebühr sein Gelübde erfüllend». Ein Grundbesitzer also hat nach einem Barba-



Abb. 1. Gigantenreiter aus Seltz

reneinfall zum Dank für seine Rettung das Denkmal IN SVO, «auf eigenem Grund und Boden» errichtet<sup>8)</sup>.

2. Dem gegenüber sieht Hertlein im Gigantenreiter einen germanischen Kult, eine mit der berühmten Irminsul verwandte Erscheinung, die Karl der Grosse im Sachsenlande zerstörte: Die Gigantensäule, an deren Basis die Wochengötter gelegentlich dargestellt sind, deren Kapitäl — nach Hertlein — die Götter der Jahreszeiten schmücken, sei eine Weltsäule. Allein diese These stösst auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Wie erklärt sich der germanische Kult in rein keltischem oder überwiegend keltischem Siedlungsgebiet? «Die Gruppe hält sich genau innerhalb der romanisierten Kelten und weicht Gegenden mit rein gebliebener germanischer Bevölkerung wie mit Absicht aus», sagte schon Maas<sup>9)</sup>. Man könnte den Faden weiter spinnen und fragen, warum denn in rein germanischen Gegenden kein einziger Gigantenreiter bekannt ist. Erwähnt sei kurz noch die bizarre Erklärung Quillings<sup>10)</sup>, gemäss welcher ein Erdbeben die Veranlassung zur Errichtung unserer Denkmäler gab.

3. Camille Jullian, der grosse Historiker Galliens, der mich mit seiner Freundschaft beehrt, zeigt dem gegenüber, dass die Bevölkerung Ostgalliens den Sonnengott als berittenen Krieger darstellt, Blitzbündel oder Donnerrad in der Hand, getragen von einem schlangenfüssigen Wesen, das ihm dient, vielleicht ein Erdgott früherer Zeiten<sup>11)</sup>. Dieser oberste Himmels-gott wurde naturgemäss unter römischer Herrschaft mit Juppiter assimiliert, wie die Inschriften lehren und wie es auch die Tatsache beweist, dass unter den Götterbildern des Sockels Juno, seine Gefährtin, einen bevorzugten Platz behauptet. In Trier, seit Hettner und Lehner<sup>12)</sup>, lehrt man, dass somit der keltische Taranis, der Donner- und Himmels-gott, im Gigantenreiter dargestellt ist. «Dem höchsten Himmels-gott, dem Donnergott, wie die Römer Juppiter nannten, die im Lande An-sässigen Donar oder Taranis» waren diese Denkmäler geweiht<sup>13)</sup>.

Es ist wahrscheinlich, dass religiöse Vorstellungen des indo-europäischen Gemeinbesitzes in unserer Denkmalsform weiter leben, wie es zweifellos der Fall ist bei den Matres, den so zahlreichen mütterlichen Schutz- und Segensgottheiten, über die wir gelegentlich hier handeln werden<sup>14)</sup>.

Es ist weiter wohl denkbar, dass bei der bildlichen Darstellung des reitenden Gottes mit dem schlangenfüssigen Giganten aus der griechisch-römischen Kunst entlehnte Auffassungen vom Gigantenbezwinger Neptun u. ä. nachgeahmt wurden, wie das für die meisten Götterdarstellungen aus gallo-römischer Zeit nachweislich der Fall war.

Die Gleichung Taranis = Gigantenreiter erhält eine starke Stütze insbesondere durch die Beobachtung, dass gerade das Hauptverbreitungsgebiet dieses Himmels- und Sonnengottes, die Nordvogesen, zusammenfällt mit dem der Sternsymbole, der Sonnen- und Monddarstellungen, im besonderen auf Grabmälern, die nirgends häufiger sind als in unseren Vogesen<sup>15)</sup>. Die Lehre Jullians und der Trierer Schule erklärt genügend folgende Feststellungen, die mit allen anderen Theorien unverträglich sind<sup>16)</sup>.

a) Wenn ein römischer Sieg über die Barbaren in den Gigantenreiter-Gruppen verewigt würde, wie käme es dann, dass ihr Hauptverbreitungsgebiet wenigstens in früheren Zeiten völlig unmögliches Gelände darstellt?

b) Wie sollte man in einer Gegend, die auch von der römischen Zivilisation nur spät und oberflächlich berührt wurde, mehr als irgendwo sonst das Bedürfnis empfunden haben, den Triumph des fremden Eroberers zu feiern? Auch Hertleins These vom «germanischen Kulte» fällt angesichts dieser Tatsache haltlos zusammen.

In Anbetracht der eigentümlichen Verteilung der Denkmäler des Gigantenreiters hat C. Jul-

lian schon vor Jahren ausgesprochen, dass das Verständnis der rätselhaften Gruppe nur in der Zaberner Gegend erschlossen werden könne. Ihr Berichterstatter hat diese Mahnung beherzigt und nicht nur sämtliche Denkmäler genau untersucht, sondern auch die Fundumstände und das Milieu berücksichtigt: Ungeahnte Einblicke in die religiöse Ideenwelt der gallo-römischen Zeit, die in ihren Nachwirkungen heute noch fühlbar sind, haben seine Arbeit belohnt. Ja, rätselhafte Bilder religiösen Inhalts aus unserer Zeit wurden in neue Beleuchtung gerückt, die endlich ihr Wesen aufhellt.

Zunächst ergab sich die interessante Tatsache, dass der Sockel der Gigantensäulen, besonders im südlichen Belgien, aber auch anderwärts, bis ins Unterelsass hinein, sichtbar in den Unterteil des Hochaltars christlicher Kirchen eingelassen wird. Im «Elsassland» (VIII, 1928, S. 7) haben wir ja diese Erscheinung bereits besprochen<sup>17)</sup>. Es ergab sich die Erklärung dieses merkwürdigen Befundes: «Der Triumph der neuen Kirche über die heidnischen Götter wird symbolisiert dadurch, dass der Sockel einer Gigantenreitergruppe nicht mehr den keltischen Himmels- und Donnergott trägt, sondern den Altar des einzigen Gottes». Auf weitere Beziehungen, die sich daraus ergeben, dass diese Sockel oft die Bilder der Wochengötter tragen, kann hier nicht näher eingegangen werden. Vielleicht behandeln wir später einmal hier die Einführung der Woche.

Konnte man so mit grosser Wahrscheinlichkeit auf die wahre Natur des Gigantenreiters als des höchsten Himmelsgottes schliessen, so wurde dieser Rückschluss zur Gewissheit erhoben durch die überraschende Tatsache, dass heute noch in der religiösen Volkskunst der



Abb. 2. Die Mertener Säule

Nordvogesen Gott Vater ab und zu die unverkennbaren Züge des Gigantenreiters trägt. Diese Erkenntnis ist eine der wichtigsten, die der Erforschung heimischer Sitten und Bräuche in den letzten Jahren geglückt ist und soll hier ausführlich dargelegt werden.

In Hommartingen, Lützelburg und Hültenhausen finden wir sechs alte Feldkreuze, die einsam am Wege trauern. Ueber dem Gekreuzigten, da wo sonst der titulus hängt, trägt

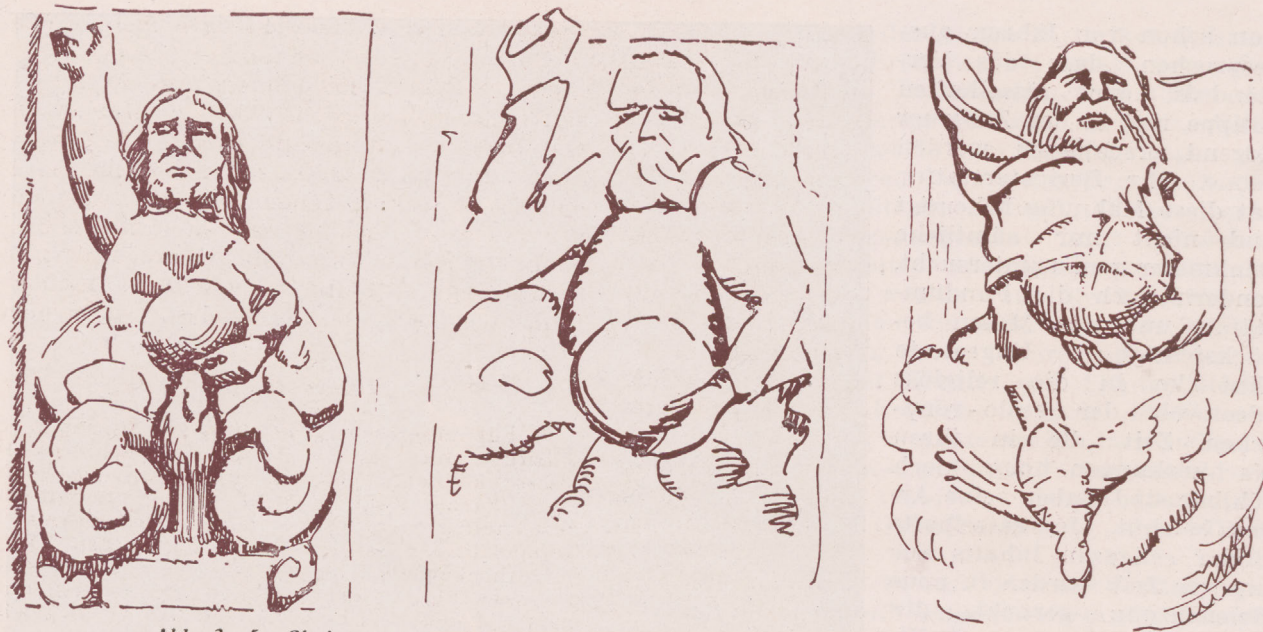


Abb. 3—5. Skulpturen von Feldkreuzen aus Hültenhausen, Lützelburg und Hommartingen  
(Zeichnungen von R. Theuret)

jedes von ihnen eine rätselhafte Darstellung. Ein bärtiger Mann, in gallisches Kleid gehüllt, Tunika eng anliegend, mit Aermeln, gegürtet, erhebt streng den rechten Arm. Die Faust ist geschlossen; der Daumen (soweit die verwitterten Skulpturen Einzelheiten noch erkennen lassen) ist auf den Zeigefinger gepresst: kein Zweifel, die majestätisch, fast drohend erhobene Faust hielt etwas; man kann vermuten, einen Blitzbündel. Gott Vater ist in der Figur dargestellt. Da eine Taube, Sinnbild des Hl. Geistes, unterhalb schwebt, kann kein Zweifel obwalten. Uebrigens ist das Bitscherland (Gegend Rohrbach) reich an Kreuzen, bei denen Gott Vater dargestellt ist an ebenderselben Stelle, aber in der in der christlichen Kunst üblichen Form, d. h. ohne den Arm zu erheben. Dagegen hat die oben geschilderte Darstellung der Vogesendörfer m. W. überhaupt keine Analogie in der religiösen Kunst. Diese drohend erhobene Hand hat nicht gesegnet. Das Kleid ist, wie gesagt, keltisch. Die Barttracht hat nur Analogien in den Darstellungen des Gigantenreiters. Einmal, in Hültenhausen (Abbildung 3), ist das Gesicht von gewaltigem Favoritbart eingerahmt, genau wie ein Denkmal aus Bordeaux, das nach Julian Silvanus darstellt. Ich wäre wirklich jedem Leser dankbar, der mir ähnliche Darstellungen von Gott Vater nachweisen würde<sup>18</sup>).

Man kann an jedem Erklärungsversuch deuteln; allein hier scheint mir jeder Zweifel unstatthaft: Gott Vater hat die Gestalt des höchsten Himmelsgottes der Kelten, des Ta-

ranis, angenommen. Der Leser kann an Hand der Zeichnungen (Abb. 3—5) selbst urteilen. Sie sind von R. Theuret angefertigt, der selbst dieses Problem vom künstlerischen und kunstgeschichtlichen Standpunkt behandelt hat<sup>19</sup>).

Wie ist dies Fortleben zu erklären?

Zunächst ist zu bemerken, dass unsere Beobachtung nichts Aussergewöhnliches ist. Sie reiht sich ein in die lange Reihe mittelalterlicher Kopien alter Skulpturen, die auch in religiösen Darstellungen verwendet wurden. Gaidoz, der Gründer der Revue celtique, war der erste, glaube ich, der den Hammer des Teutates in Skulpturen der Kathedrale von Reims wiedererkannt hat. C. Jullian hat mir verschiedene Analogien nachgewiesen<sup>20</sup>).

Dann ist zu sagen, dass in entlegenen Gegenden das Heidentum noch lange Jahrhunderte nach Einführung des Christentums weiter vegetierte. Die Synode von Nantes im Jahre 658 z. B. verordnete den Bischöfen und Priestern, dass sie mit dem grössten Eifer dahin wirken sollten, dass die Steine, die ihre Gläubigen an verfallenen und bewaldeten Orten verehren, von Grund aus ausgegraben und an Stellen geworfen würden, wo sie niemals von ihren Verehrern aufgefunden werden könnten<sup>21</sup>).

Zum Dritten bietet unsere Vogesenecke die sichtbaren Zeichen des Fortbestehens dieser Kulte und ihrer gewaltsamen Zerstörung: Im Wasserwald fand A. Fuchs die Reste eines Gigantenreiters, die, auf einer Fläche von über 1 000 Quadratmeter zerstreut, vergraben worden waren<sup>22</sup>).

Restlos lassen sich die Anknüpfungspunkte für jene Zeiten in unseren Gegenden überhaupt nicht mehr aufdecken; die Zwischenglieder sind eben der Zeit zum Opfer gefallen. Allein die zähe Ueberlieferung der Volkskunst hat den Ausgangspunkt festgehalten: der neue höchste Gott erhielt im Volksempfinden die Gestalt des alten Himmelsherrn. Aehnliche Assimilationen sind auf sprachlichem Gebiete zahlreich erfolgt: man denke an Wörter wie Ostern, Hölle, Weihnacht u. s. w. Wie stellen unsere neue Beobachtung auf dem Gebiete volkstümlich-religiöser Kunst gern in Parallele mit diesen den Sprach- und Mythenkundigen längst vertrauten Erscheinungen. Nicht mehr und nicht weniger.

Eines aber liegt klar auf der Hand: ohne die Anknüpfung an den Gigantenreiter bleiben volkstümliche Bildwerke wie die angeführten überhaupt unverständlich.

Auch in der Sage hat der Gigantenreiter fortgelebt. Beim Hengstburgkreuz, einer der verlorensten Ecken des Dagsburgerlandes, steht an einsamem Pfad ein hohes, mit Rosetten geschmücktes Kreuz. Einige Schritte weiter schläft der «Geldbrunnen». Sein Name allein deutet auf einen heidnischen Kult: denn in der wohlbekanntem Sitte, Geldopfer (stipes) in eine Quelle zu werfen, kann ich nichts Christliches finden. Auf meine Frage, warum man gerade hier, an menschenfernstem Orte (es ist auch kein «Unglückskreuz»; auch liegt keine Gemarkungsgrenze in der Nähe) ein Kreuz errichtet habe, erfuhr ich Folgendes<sup>23)</sup>:

«Ein weisser Reiter erscheint dort des Nachts den Einheimischen; um ihn zu bannen, wurde das Kreuz errichtet». Hier haben wir in der Form der Sage die Ersetzung einer Gigantenreitersäule durch ihre Verchristlichung zu einem Kreuze klar vor Augen.

Auch anderswo in unserer Heimat spielt der Reiter seine Rolle, ohne dass wir indessen direkt an das altheidnische Bild vom gigantenbezwingenden Himmelsgotte anknüpfen können. Erinnerung sei an den «Schimmelreiter» bei Schlettstadt: ein Mann in Offizierskleid trägt seinen Kopf auf einem Teller<sup>24)</sup>, ähnlich wie in Mietesheim, wo ein Reiter ohne Kopf auf einem Schimmel vorübersprengt<sup>25)</sup>.

Weisse Pferde spielen in der Phantasie des Volkes überhaupt eine grosse Rolle, wie z. B. bei Rossfeld<sup>26)</sup> und im Kronthal (zwischen Marlenheim und Wasselnheim); auch bei Assweiler kennt man den gespenstigen Schimmel<sup>27)</sup>.

Für die zuletzt aufgeführten Fälle ist heute ein Zusammenhang mit dem Gigantenreiter durch nichts sicher gestellt; für die Dagsburger Ecke dagegen ist ein Fortleben seiner

Gestalt in der Volkskunst doch wohl erwiesen.

*Sine ira et studio* («niemandem zu Liebe, niemanden zu Leide») müssen diese Fragen behandelt werden. Wer zweifelfreie Feststellungen verleiht, dient am wenigsten der Sache, für die er zu kämpfen vorgibt; er handelt *studio*, mit Tendenzen. Wer andererseits gewaltsam deutet, der handelt *ira*. Beide sind bedauernswert. Denn sie wissen nicht, dass «echte Sage so heilig ist wie das religiöse Gefühl, aus dem sie als edelste Blüte hervorbricht».

### Anmerkungen

- <sup>1)</sup> Für unsere, der Heimatkunde dienende Zeitschrift, wähle ich die Beispiele ausschliesslich in Elsass und Lothringen, am liebsten in den Vogesen. Einen Panzer trägt der Gott (ich greife mit dieser Bezeichnung etwas vor) z. B. auf dem Denkmal vom Herapel (Esp. 4464) und von Hommert (Esp. 4541). — <sup>2)</sup> E. Linckeheld - A. Hertz, *Sarrebourg depuis les Origines*, 1924, S. 55, wo zum erstenmale auf diese merkwürdige Verteilung hingewiesen wurde. Seither E. Linckeheld, *Études de Mythologie celtique en Lorraine*, *Annuaire lorrain*, 1929, S. 5, sowie *Répertoire archéologique de l'Arrondissement de Sarrebourg*, 1950, unter den oben angeführten Stichwörtern. — <sup>3)</sup> *Bullet. Archéolog. du Comité*, 1924, S. XC. — <sup>4)</sup> Die Jupiter-Gigantensäulen, 1910. — <sup>5)</sup> L. L. S. 57. — <sup>6)</sup> Vgl. *Lothringer Jahrbuch*, I, S. 14. — <sup>7)</sup> *Westdeutsche Zeitschr.* X, 1891, S. 11. — <sup>8)</sup> *Körper*, *Mainzer Zeitschr.* VII, S. 159, schliesst sich dieser Deutung an. — <sup>9)</sup> *Tagesgötter*, S. 205. — <sup>10)</sup> Die Säule des Samus und Severus zu Mainz, 1918. — <sup>11)</sup> *Histoire de la Gaule* IV, S. 14. — <sup>12)</sup> F. Hettner, *Illustr. Führer d. d. Museum Trier*, 1905, S. 51. Lehner, *Bonn. Jahrbuch* 129, 1924, S. 57. — <sup>13)</sup> S. Loetschke, *Jahrb. d. deutsch. archäol. Instituts*, 1925-26, S. 578. — <sup>14)</sup> Vgl. E. Linckeheld, *Sarrebourg*, 1924, S. 55; und neuerdings in grösserem Zusammenhang, *Sucellus et Nautosvelta*, *Revue de l'Histoire des Religions*, 1929, S. 40 ff. — <sup>15)</sup> Eine Darstellung dieser wichtigen Ergebnisse steht noch aus, wird aber vorbereitet. Einzelne Probleme sind behandelt: E. Linckeheld, *Stèles - maisons en Gaule*, 1927, Chap. VI (Totenkult und Astralsymbole). Für die Vogesen im besonderen: *Symbolisme astral ... dans les Vosges et en Illyrie*, *Revue celtique*, 1929, S. 52. Die ganze Frage auch in der eben erwähnten Arbeit über *Sucellus und Nautosvelta*, Note 14. Für die Keramik: E. Linckeheld, *Les Symboles astraux sur la céramique moletée de l'époque gallo-romaine*, *Bullet. Amis de la Sarre*, 1927. Dort wird auch der einheimische Ursprung dieser religiösen Ideen wahrscheinlich gemacht. Auf alle Fälle sind sie kein orientalischer Import, wie man bisher annahm. — <sup>16)</sup> Zuerst entwickelt in meinen *Études de Mythologie celtique*, I, 1929, S. 6. — <sup>17)</sup> Neue Beispiele in der eben genannten Arbeit (Note 16), S. 8. — <sup>18)</sup> Die Kreuze befinden sich an folgenden Stellen: Hommaring; Weg, der vom Bahnhof Réding direkt ins Dorf führt, an der Mühle vorbei; 2 Exemplare, linker Hand, von Réding kommend. Lützelburg, ebenfalls 2 Exem-

plare. Das erste an der Strasse Bahnhof - Kanal, etwa 500 m vom Bahnhof; das andere in unmittelbarer Nähe der Verrerie. Das 5. Exemplar beim Dorfe Hültenhausen, das 6. bei St. Louis. Trotz emsigen Suchens konnten bisher weitere Exemplare nicht aufgefunden werden. — <sup>19)</sup> R. Theuret, *Survivances païennes dans l'art chrétien populaire, L'Art populaire en France*, II, 1950, 18. — <sup>20)</sup> E. Linckeheld, *Etudes de My-*

*thologie celtique*, S. 10. — <sup>21)</sup> S. A. Fuchs, *Kultur d. Kelt. Vogesensiedlungen*, 1914, S. 121. — <sup>22)</sup> *Ibidem*, 119. — <sup>23)</sup> Herr Revierförster Ebelmann - Beimbach, mein treuer Mentor bei Erforschung des Dagsburgerlandes, machte die nötigen Erhebungen. — <sup>24)</sup> Stäber-Mündel, *Els. Sagen*, II, 1895, Nr. 5 — <sup>25)</sup> *Ibid.* Nr. 204. — <sup>26)</sup> *Ibid.* Nr. 15. — <sup>27)</sup> *Ibid.* Nr. 167.

## Das Deichselrecht

Von Ernest Schmitt, Schönau

Es ist noch gar nicht so lange her, dass in unsern Rieddörfern eine baupolizeiliche Ordnung bestand, die man allgemein als «Deichselrecht» bezeichnete. In Gesetzesbestimmungen ist allerdings von diesem Deichselrecht nirgends etwas zu finden. So ist anzunehmen, dass es sich dabei nur um eine uralte, von unsern Ahnen unter sich vereinbarte Abmachung handelt, die aber überall strikte Anwendung fand.

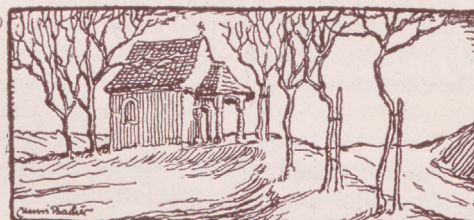
Mit diesem Deichselrecht hatte es folgende Bewandnis: Die Bauernwagen der alten Zeit waren, im Gegensatz zu den heutigen, mit einer feststehenden Deichsel ausgerüstet. Die Deichsel konnte nicht abgenommen werden. Wenn ein Wagen zur Entladung tief in die Scheune gestossen werden musste, konnte es nur geschehen, wenn die Deichsel durch eine Oeffnung in der hintern Wand auf das Nachbargrundstück hinauslaufen konnte. Wo nun dieses Recht des Hinausstossens der Wagendeichsel bestand, durfte der Nachbar niemals auf der Grenzscheide eine Mauer, Zaun oder Bauwerk errichten, eben um dieses Recht nicht unmöglich zu machen.

Soviel ich aus Erzählungen alter Leute entnehmen konnte, wurde der Brauch immer streng eingehalten und respektiert, und niemals ergaben sich daraus irgendwelche schwierige und kostspielige Rechtshändel, bis kurz vor dem 70er Kriege in unserm Dorfe ein Vorfall zum Anlass wurde, dass die Frage des

Deichselrechtes nahe daran war, auch vor das ordentliche Gericht zu kommen.

Mein Grossvater, der in seiner an das Nachbargrundstück hart angrenzenden Scheuer auch das Deichselrecht besass, liess an einem Sommerabend, wie gewöhnlich die Deichsel seines Erntewagens durch das bekannte Loch in der Wand hinauslaufen. Der Nachbar hatte kurz zuvor seine Wohnung einem frisch aus dem Innern zugezogenen Douanier vermietet. Dem Mann waren natürlich unsere Gebräuche noch nicht bekannt; wahrscheinlich war er auch ein ziemlich resoluter Mensch, der die fremde Wagendeichsel in seinem gepachteten Garten höchst unbequem fand. Kurz entschlossen nahm er eine Säge und schnitt die herausstehende Deichsel an der Grenzscheide einfach ab. Der Grossvater war natürlich höchst aufgebracht und reichte sofort Klage ein. Es kam aber nicht zur Verhandlung, da gleich der Krieg ausbrach und der Douanier aus dem Dorfe fortziehen musste.

Als in den Nachkriegsjahren sich der Wagenbau gewaltig veränderte, und das System der gebrochenen oder abnehmbaren Deichseln sich immer mehr einbürgerte, geriet auch das Deichselrecht allmählich in Vergessenheit. Das in einen dicken Pfosten geschnittene Deichselloch kann man aber heute noch an manchen alten Scheunen sehen, eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten, wo man noch verträglicher neben einander lebte.





# Unsere Dorflinden

Von Alfred Pflieger

## II.

Die Linde galt unsern Altvordern als heiliger Baum, in dem die schützende Gottheit wohnte. Sie war die Verkörperung dieses Schutzgeistes und stand später entweder neben der Kirche oder auf dem Gemeindeplatze, der alten Dorfmalstatt. Unter der Dorflinde fanden vielfach die Gemeindeversammlungen statt. Noch um 1870 konnte Friedr. Kirschleger mit berechtigtem Stolze schreiben: «*Chaque village a son tilleul communal*». Wohl erfreuen sich noch viele Dörfer des Schmuckes ihrer Dorflinden, doch mehr noch sind dem Unverständnis einer falsch verstandenen Sachlichkeit zum Opfer gefallen. Wo sie verschwunden sind, erinnert wenigstens noch eines der vielen Wirtshausschilder «Zur Linde» oder «Zum grünen Baum» an das einstige Wahrzeichen. So selten die Linde wildwachsend im Walde vorkommt, um so häufiger treffen wir sie in den Dörfern der Ebene und den Baumanlagen der Städte. Zwar ist auch die Linde ursprünglich ein Waldbaum. «*In tenebrosis et latissimis sylvis Vasgoviae provenit*», schreibt Tragus. Meist ist dies die kleinblättrige Winterlinde, seltener die grossblättrige Sommerlinde, obschon auch diese noch in einer Höhe von 1100 Meter gedeiht. Der geringe Nutzwert jedoch und ihre dichte Laubkrone, die den andern Bäumen das Licht entzieht, hat sie aus dem Walde verdrängt. So ist sie zu den Menschen herabgestiegen und ein geselliger Baum geworden, der sich durch schnelles Wachstum, kühles Schattendach, starkduftende, honigreiche und heilsame Blüten sowie malerische Umriss die dauernde Liebe des Volkes gewonnen hat. Ihr rissiger Stamm kann sich an Höhe nicht mit der Eiche oder der Ulme messen, dafür übertrifft er sie an Umfang und durch weitausholende Aeste, die ein undurchdringliches Laubdach bilden, das dem Baume auch in hohem Alter noch ein jugendfrisches Aussehen verleiht. So ist die Linde wie kein anderer Baum von Natur aus berufen, den Dorfplatz oder den Anger bei der Kirche zu zieren.

Daher haben nicht allein Dichter zu allen Zeiten das Lob der Linde gesungen, auch ernste Männer haben sie ins Herz geschlossen: «Die Linde ist bei uns ein Friede- und Freudebaum», sagt Luther, «denn unter der Linde pflegen wir zu trinken, zu tanzen und fröhlich zu sein». Und

der sonst so nüchterne Kräuterdoktor Hieronymus Bock schreibt 1546 begeistert: «Schön ist die zahme Linde mit dem grossen Laub und der süssduftenden Lindenblüte. Davon singen die Bauern: Wir wollen eins unter der grünen Linde tanzen. Der Stamm wird sehr alt und dick, das Holz aber ist ganz weich und lind. Davon hat der Baum sonder Zweifel den Namen Lindenbaum erhalten. Die Seitenäste sind mürbe und brechen gerne. Man pflegt daher die ausgebreiteten Aeste zu unterstützen, damit das Volk im Sommer darunter seine Lust und Kurzweil haben möge». Bock irrt, wenn er das Hauptwort die Linde von dem Eigenschaftswort linde ableitet. Vielleicht gehört die Wurzel lint zu einem alten Wort linde für Baumbast, das ja im Elsässischen noch den Bast des Hanfes bezeichnet, oder zu dem Wort Limpf, der Baumwipfel, sodass der Baum den Namen von seiner schönen Krone hätte. Die säulenunterfangenen, zu wahren Gartenwirtschaften ausgebauten Lindenbäume kannte er aus eigener Anschauung.

Das Elsass war ehemals reich an solchen Gesellschaftslinden. Wir kennen sie nicht alle, doch sind uns mehrere davon durch die Feder der Chronisten überliefert worden. Diese Linden gehörten zu den Wahrzeichen, die die Handwerksgesellen von ihrer Wanderschaft her kennen mussten. So hatte Mülhausen seine weithin berühmte Linde, die ihm den Beinamen «Mülhausen zur Linde» eingetragen hatte. Nach Jacob Wagners «*Mercurius Helveticus*» (1701) stand vor dem Zeughaus «ein hoher und ziemlich zerlegter Lindenbaum, in vier Gehäuss abgetheilt, darauf bey 20 Tisch stehn können». Es ist wohl der gleiche Baum, von dem Mathäus Mieg spricht, der 1626 gepflanzt und 1743 beseitigt wurde, weil er auf einer Seite ganz abgestanden und die darauf eingerichteten Trinklauben baufällig geworden waren. Nach demselben Gewährsmann stand eine der schönsten Linden bis 1740 auf dem Spitalplatz oder Dielenmarkt. Sie war 1631 durch Hans Zetter gepflanzt worden. Die Trinklauben in seinen Zweigen hatten diesen Baum weit und breit bekannt gemacht. Ferner wurde eine hohe Linde auf dem Hafenmarkt 1768 durch Kastanienbäume ersetzt. Erwähnt seien hier auch die schönen, aus Ungarn stammenden Silberlinden, die nach dem Bau des Rhein-



Linde auf dem Schiessrain

*H. Bacher*  
Zeichn. von H. Bacher

Rhonekanals in Mülhausen längs der neuen Wasserstrasse gepflanzt wurden.

Besser sind wir über den Strassburger «Grünen Baum» auf dem Schiessrain unterrichtet. Hier versammelte sich auf dem Gelände des heutigen Contades seit 1480 Strassburgs wehrfähige Mannschaft im Schatten einer uralten Linde. Silbermann beschreibt sie als einen grossen Baum, «darauf man oben zur Sommerzeit im Schatten sitzen kann, deren Aeste vor Jahren auf hölzernen, jetzo aber auf steinernen Pfeilern ruhen». Im Jahre 1764 wurde der Platz ganz mit Lindenbäumen bepflanzt und zu Ehren des Maréchal de Contades umgetauft. Bei dieser Gelegenheit wurde der «grüne Baum» wieder mit einer neuen Treppe und einem Umgang versehen, der auf 32 Säulen ruhte. Darunter breiteten sich die neun unteren Aeste bei 20 Schuh weit aus, der von aussen belaubte Umgang hatte 120 Schuh im Umkreis und war oben durch die natürliche Baumkrone überdeckt. Das alte Wahrzeichen fiel 1793 als Opfer der Revolutionskriege, wo man aus Furcht der drohenden Belagerung die Bäume des Contades niederlegte. 1799 wurde der Lustgarten wieder angelegt und teils mit Linden, teils mit Platanen und Rosskastanien bepflanzt, die heute noch stehen und achtunggebietende Bäume sind. Einen starken Rivalen hatte der Strassburger grüne Baum in der Robertsauer Linde, an die heute noch das «Lindenplätzchen» erinnert. Ein etwas niedriger Tanzsaal war in ihre Aeste

eingebaut, zu dem eine geschlossene Treppe hinaufführte. Er ruhte auf Holzpfeilern, und der Umgang besass acht Bogenfenster, die aus den künstlich gekrümmten und mit der Zeit recht stark gewordenen Lindenästen gebildet wurden.

Die Schilderung des Robertsauer «grünen Baumes» verdanken wir Jean Hermann. Nach ihm gab es noch mehr solcher Gesellschaftslinden: «Il y a de pareils arbres dans presque tous les endroits un peu considérables, quoique moins ornés. A Marlenheim il y en a un dont les piliers sont en pierre». Wir sehen solche Linden auf den Merian'schen Stichen von Zellenberg und Ammerschweier

vor den Toren der befestigten Orte. Die unteren Aeste ruhen auf Säulen und bilden Galerien. Die Topographie von Ichttersheim 1710 beschreibt die Ammerschweierer Linde vor dem Obertor «mit drey auf einander gerichteten Gängen, auf welchen tische stehen, auch gastereyen und dänztze gehalten werden». Wo es an solchen Baumriesen mangelte, legte man für die Volkslustbarkeiten wenigstens schattige Lindengänge an wie im «Herrengarten» zu Kienzheim, Rappoltweiler, Sankt Pilt und Münster, wo 1765 auf dem Elmplatz Lindenbäume gepflanzt wurden.

Nicht jeder Lindenbaum konnte in eine kunstvolle Gesellschaftslinde verwandelt werden. Die meisten Ortschaften begnügten sich mit einer natürlich gewachsenen Tanzlinde. Die berühmteste und älteste dieser Dorflinden ist die noch aufrecht stehende, tausendjährige Linde im Bergheimer Herrengarten vor dem Obertor. Die alte Inschrift «1390 Volksfest unter der alten Linde» hat 1928 einer neuen Platz gemacht: «1000jährige Linde. Unter dem damals schon alten Baume feierte im Jahre 1312 Bergheim seine Erhebung zur Stadt». Auf wie viele Generationen, die unter seinem schattigen Dach den frohen Reigen sprangen, hat der Baum im Laufe der Jahrhunderte herabgeschaut! Besser als irgendwer könnte er die Geschichte des elsässischen Tanzes schreiben vom Scharrer, Zäuner, Schwarzen Knaben, Bawrentanz, Schäfertanz, Kochersbergertanz,

Kesslertanz, Edelleutentanz, Bettlertanz bis zum Polka, Walzer und Foxtrott. Wir könnten uns leichtiglich Fischart vorstellen, wie er gelegentlich eines Besuches bei seinem Gönner Egenolf von Rappoltstein sich eine ordentliche Kirchweihe im weinfrohen Bergheim ansah, als man daselbst gerade «lindierte», d. h. um die Linde tanzte. «Die Gesellschaft zog haufenweis hinaus unter die Linden, da danzten, schlupften, hupften, lupften, sprungen, sungen, hunken, reiheten, schrieten, schwangen, rangen, gumpeten, plumpeten, jauchzeten und gigateten sie nach den lustigen Schalmceien, Maultrommeln und anderen kunstreichen Sackpfeifen, dass es eine Lust war zu sehen, wie sie sich wacker auf einem Fuss herumwarfen und wie ein bleienes Vöglein tummelten», notiert er sich mit leuchtenden Augen für die Kirchweihschilderung seines Gargantua. Zweihundert Jahre später hat Kirschleger seine helle Freude an dem bunten Treiben unter der Bergheimer Tanzlinde gehabt und den Freunden des Volkslebens angeraten, dort ihre ethnographischen Studien zu vervollständigen. Seit der Jahrhundertwende kränkelte die alte Linde zusehends, der Stamm musste mit fremden Rindenstücken künstlich ausgefickt werden. Um sie zu schonen, wurde der Tanzboden in einen andern Teil des Gartens verlegt. Diese zarte Rücksichtnahme auf den altehrwürdigen Baum reizte einige Rohlinge, die in einer Nacht des Jahres 1919 Feuer an das morsche Holz des 3 m dicken Stammes legten. Trotz des tatkräftigen Eingreifens der Feuerwehr verbrannte ein Teil des Stammes sowie die mannsdicken Aeste bis auf einen, der zur Bekundung seines Lebenswillens immer noch grüne Blätter treibt. Doch die Tage des Invaliden sind gezählt. Der nächste Sturm vielleicht wird das Werk der Bubenhände vollenden, dann wird Bergheim um eine Sehenswürdigkeit ärmer sein.

Das ganze 19. Jahrhundert hindurch wurde der Kilbetanz unter der Dorflinde, wo eine solche stand, abgehalten. So in Pfastatt in der Nähe des Kirchhofs, in Isenheim, in Kienzheim unter den Linden vor der Stadt. In Ensisheim wurde die Linde auf dem Kirchplatz an den untersten Zweigen noch mit Kränzen und bunten Bändern geschmückt. In Bläsheim stand der Tanzboden bis in die achtziger Jahre regelmässig auf dem Kirchplatz, unter den drei ehrwürdigen Freiheitslinden aus dem Jahre 1848. Heute jedoch haben die meisten Dörfer grosse Tanzsäle, welche die Kilbesteigerer vom Wettergott unabhängig machen. Auch lässt es oft der Konkurrenzneid nicht zu, dass die Kilbe oder der Messti immer auf dem Dorfplatze stattfindet, der Tanzboden muss vor der Wirt-



David Kandel

Linde mit tanzenden Bauern

schaft aufgeschlagen werden, dessen Wirt oder Stammverein die Pachtsumme erlegt hat.

Vielfach sind auch die Dorflinden verschwunden. So brach die angeblich 500jährige Linde auf dem Marktplatze von Bergholz im stürmischen Februar 1897 zusammen. Verschwunden ist auch die prächtige Linde des Weillers Fesseneck bei Münster, ebenso die uralte Schlosslinde bei der Kestenholzer Kirche, unter der sich der tyrannische Verwalter des Grafenbannes das Recht des ersten Tanzes mit den Dorfbräuten anmasste. Auch Erstein hat seine Linde am Mühlrain und den Lindenbrunnen auf dem sog. Dorfe nicht mehr, wohl aber sein Gasthaus «zur Linde», das bis 1822 das Zunfthaus der Fischer war. Aehnlich liegen die Verhältnisse für das in Lindenalleen und Lindenplätze ganz eingebettete Hagenau, das seine schönste Linde auf dem Metzgerhof neben der Wirtschaft «zur Linde» um das Jahr 1910 durch den Sturm verlor. Die schönsten Dorflinden weist der Kreis Weissenburg auf. Wie



*Grosse Linde von Bergheim*

idyllisch ist der Gemeindeplatz in Hofen oder in Oberseebach mit der erinnerungsbeschwerten Dorflinde, deren helles Grün so wirkungsvoll absticht von dem sachgemäss renovierten Fachwerkbau des Rathauses. Ausser der Prachtlinde von Schöneburg verdienen noch die von Kleeburg und Kühlendorf eine besondere Erwähnung. In jüngster Zeit hat die Krautergersheimer Dorflinde viel von sich reden machen, doch kann sie sich an äusserer Schönheit nicht mit der von Bösenbiesen im Ried oder der Wangenburger Schirmlinde messen.

An viele Dorflinden schliessen sich sinnige, zumeist noch nicht aufgezeichnete Volkssagen an wie die von den weissen Mädchen an der Lindlache in Illzach. Selten knüpfen sich grausige Gespenstersagen an die Linde an. Eine Ausnahme bildet nur der verhexte Lindenbaum von Molsheim, der 1630 auf Betreiben der Je-

suiten gefällt wurde. Wo man aber eine Linde nicht aufkommen lässt, geht gewissermassen ihr Geist um. So in der Sage von der Linde auf dem Pauliner Schösschen, die immer gefällt wird und stets neu ausschlägt. Oft sieht man nächtllicherweile ein weissgekleidetes Mädchen vor dem Lindenbäumlein knien und weinen. Nach dem Volksmund soll es sein neugeborenes Kind unter der Linde getötet und verscharrt haben. Nun müsse es umgehen, bis das Bäumchen so gross geworden sei, dass man daraus ein Totenbäumchen für das Kind machen könne. Da die Linde vorher aber stets umgehauen wird, netzt es das neue Stämmchen mit seinen Tränen, um sein Wachstum zu fördern. Doch immer noch geht das Mädchen unerlöst um.

Nicht nur das lebenslustige, tanzfrohe Volk liebte die Linde, auch die Stadtverwaltungen gaben ihr den Vorzug, wenn es sich darum handelte, die Befestigungsanlagen mit Bäumen zu maskieren. Der Hortus Alsaticus (1747) des Balthasar von Lindern erwähnt schon für das Jahr 1396 Lindenbäume auf den Wällen Strassburgs und in der Ruprechtsau. Nach den alten Stadtplänen war die ganze Umwallung mit Bäumen bestanden. Nach Silbermanns Lokalgeschichte wurden 1477 in den Wallgängen hinter den Mauern 310 Linden gepflanzt. Davon waren 1577 auf dem Platz der Wassersuppasse (Finkmattstrasse) noch viele Lindenbäume erhalten. Doch waren für diese Massnahme keine ästhetischen Gründe ausschlaggebend, sondern recht prosaische: ihr Holz war zu Kohlen für Pulver bestimmt. Diese kriegerische Verwendung entlockt dem friedlich gesinnten Hieronymus Bock den Stosseufzer: «Aus Lindenholz macht man die geschnitzten Bilder in den Kirchen. Dagegen macht man aus Lindenkohlen den gähen Tod, nämlich das Büchsenpulver, durch welches Land und Leute verderbt werden. Also kann man Arznei und Gift von ein und demselben Gewächs machen». Die 1633—1676 nach Specklin'schen Plänen erbauten Wälle waren zur Abwechslung mit fruchtbaren Obstbäumen angesetzt worden, doch wurden sie 1683 durch zwei- bis dreifache Lindenreihen ersetzt, die bei drohender Belagerung grösstenteils wieder gefällt worden sind. Diese dem Publikum zugänglichen Wall-Baumgänge bildeten beliebte Spazierwege für die Bürger und ihre Kinder. Die Zahl der Linden auf den Wällen belief sich etwa auf 800 Stämme. Die neue Festungsanlage nach 1870 entzog die Wälle dem



Kienzheimer Linden

Aquarell von H. Solveen

öffentlichen Verkehr, schuf dafür aber einen Ersatz durch die Bepflanzung des Glacis. Auch die durch die Beschiessung zusammengeschmolzenen Baumbestände in den Strassen und auf den Plätzen der Altstadt wurden mit Ulmen und Kastanien, Ahornbäumen und Akazien aufgefrischt, die den wachsenden Verkehrsbedürfnissen zumeist wieder geopfert werden mussten, sodass unsere heutigen Plätze nicht mehr den Namen «Lungen der Stadt» verdienen. Dafür wurde Ersatz geschaffen in den neuen, breiten Strassenanlagen der Neustadt. Der heutige Baumbestand Strassburgs mag sich schätzungsweise auf 6 000 Hochstämme belaufen, davon ein Zehntel noch Lindenbäume sind. Berühmt waren von jeher die Ruprechtsauer Lindenhaine auf Strassen und in Gärten. Auch sie hatten viel unter der Kriegsgeissel zu leiden. Ebenso hatten die kleinen Grenzfeste ihre Wallgänge mit Linden bepflanzt. Weissenburg hat noch seinen «Lindengraben», in dessen Schatten die kleinen Kinder spielen und die alten Rentiers von Politik reden. Doch auch hier hat die Axt schon ihr mörderisches Werk begonnen. Die Ratzeburg will Grosstadt werden! Auf den Mülhauser Wallgräben standen nach der Chronik des Pfarrers Zwinger anno 1587 «Nussbäum, Oepffel-, Birren- und Kirschbäume, Eichen, Linden, Buchen, Aeschen, hohe Aspen, Erlen und Albern wie ein Wald».

Aus dem Rahmen der Dorf- und Stadtlinden fallen die prächtigen Surburger Linden. Ihre schönen, gleichmässig entwickelten Kronen beschatten ein schlichtes Steinkreuz mit zwei Ruhebänken. Ihre hohe Lage gewährt eine herrliche Rundschau. Von weitem schon fällt ihre wundervolle Silhouette, die allerdings in den letzten Winterstürmen schwer gelitten hat, ins Auge. Es sind sogenannte Grenzlin den, wie man sie noch oft bei Wegekrenzungen, an Bannscheiden und einsamen Feldkapellen antrifft. Sie sind auf das innigste mit dem Landschaftsbilde verwachsen. Leider hat schon mancher dieser malerischen Grenzwächter ohne Not den elektrischen Ueberlandleitungen weichen müssen. Solch eine alte, auf der Scheide stehende Linde stand nach Balthasar Hans «Seelzagendem Elsass» bei Urbis an der Steige über die Hochvogesen nach Lothringen. Sie hatte dem jetzigen Col de Bussang den Namen «der Pass zur Linden» gegeben. Für die grosse Zahl solcher Grenzlin den zeugen die alten Flurnamen wie Bi der Linden, By dem Lindlin, apud tiliam, An dem Lindenberg, Am Lindlin, Linderfried, Lindenschluet, Lindenacker, Am Lindenbäumlen, An dem Lindenberg, Lindengarten, Lindenbrünnlein, Lindenhag, Uf das Lindenholz, In der Lindenhurst, Lindenmatt, Lindenlöchlein, Lindlache, Lindenwasen, Lindenkopf, Lindenbuckel usw. Auch Ortsnamen

wie Lindenhof bei Hünigen, Linthal bei Gebweiler, Leimel bei Münster, Lingoutte bei Markkirch erinnern an einstige Lindenbäume. Gedenken wir auch der vielen Wirtshausschilder in Stadt und Land «Zur Linde» und «Zum grünen Baum», die zur Genüge für die Beliebtheit dieses Baumes in alter und in neuer Zeit sprechen.

Die Linde war für unsere Altvordern auch der Baum der Freiheit und des Sieges. Wichtige geschichtliche Ereignisse wurden im französischen Elsass stets durch Pflanzen eines Freiheitsbaumes verewigt. Wir alle erinnern uns solch erhebender Feiern aus dem noch nicht so weit zurückliegenden denkwürdigen Jahr 1918. Die ersten Freiheitsbäume pflanzten die begeisterten Republikaner 1792, 1793, 1795 im Elsass der Revolution. Allerdings wurden als symboles de la force et de la liberté die stolzen Eichen bevorzugt. Nur Mülhausen erhielt beim Reunionsfest 1798 fünf Freiheitslinden. Strassburg erhielt sechs Freiheitseichen, von denen nur eine einzige der späteren Reaktion entging, die Eiche im Hofe des Lycée Fustel. Erst unter den 1848 zur Feier der zweiten Republik gepflanzten Freiheitsbäumen treffen wir neben der Eiche und Pappel mehrere Linden an, so in Schlettstadt und Weitbruch. Für gewöhnlich wird in den offiziellen Festberichten die Baumart nicht näher angegeben. Auch haben nicht viele dieser Freiheitsbäume den Wandel der Zeiten überdauert und sind, wie der Mülhauser Geschichtsschreiber Mathäus Mieg bissig vermerkt, an mangelnder Freiheitsnahrung eingegangen. Ein glücklicheres Schicksal hatten die Lindenbäume, die zu beiden Seiten der 1811 zur Erinnerung an die Geburt des Königs von Rom errichteten Ruhebänke gepflanzt wurden. Die edle Absicht, gesegneten, wegemüden Landfrauen einen schattigen Ruheplatz zu bieten, verankerte sie fest im Volksgemüt. Der zweite Napoleon ahmte die vornehme Geste seines grossen Vorgängers 1856 bei der Geburt des «Kindes von Frankreich» nach. Im Gegensatz zu den niedern Ruhebänken mit der Inschrift 1811 haben die 1856 errichteten einen zweiten Querbalken zum Abstellen der Kopflast und sind meist von wilden Kastanien eingerahmt.

Seltener sind die sogen. Krönungsbüsche, die auf Anregung des volkstümlichen Präfekten Lezay-Marnésia in der Nähe der Grenzdörfer zur Erinnerung an Napoleons Kaiserkrönung (2. Dez. 1801) angelegt wurden. Zumeist waren es Lindenhaine, die nach der Absicht des weitblickenden Verwaltungsbeamten den Anfang ländlicher Spaziergänge und Lustwäldchen bilden sollten. Laut Bericht des

Sous-Préfet von Weissenburg vom 1. Jan. 1812 hatten bereits alle Gemeinden des Bezirks mit Ausnahme von vierein solch Anlagen mit insgesamt 12 333 Bäumen eingerichtet. Leider mussten die Napoleonsbüsche mit dem Sturze des Kaisers fast alle den neuen politischen Anschauungen weichen. Ihr Andenken hat sich in manchen Flurnamen am Rhein erhalten, so in Diebolsheim, Herlisheim, Sesenheim und Münchhausen. Niederbetschdorf hatte noch um 1870 seinen Krönungsbusch. Den Wandel der Zeiten hat der von Püttlingen überdauert. Es ist ein prächtiger, vor dem verschwundenen Festungstor gelegener Lindenpark, der mit seinen Ruhebänken zum Sinnen und Träumen einlädt. Er heisst heute noch der Napoleonsplatz, nachdem er im Weltkrieg zwangsweise in Kaiser-Wilhelmsplatz umgetauft worden war.

Diese kleine volkskundliche Baumstudie würde eine grosse Lücke aufweisen, wenn wir nicht der Rolle gedächten, welche die Linde im Volksliede spielt. Sie ist der Liebesbaum des Volkes und kehrt ständig im Liede wieder. Beim Lesen alter Volkslieder in der Sammlung «Des Knaben Wunderhorn» macht der Dichter H. Heine die feine Anmerkung: «Es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt eine Hauptrolle in diesen Liedern. In ihrem Schatten kosen abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens hat». Das wohlbekanntes Lied von W. Müller «Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum» fehlt kaum in einem elsässischen Liederheft. Aeltern Datums ist das schöne Lied von der geprüften und belohnten Treue: «Es steht ein Lind in jenem Tal, ist oben breit und unten schmal». Denn der breite Wipfel gibt tiefen Schatten, der schmale Stamm lässt die Liebenden dicht zusammenrücken. Die Linde und die Nachtigall sind Zeugen des Abschiedswehs und der Liebestreue. Wir finden das alte Lied schon 1592 in dem geschriebenen Liederbuch der Otilie Fenchlerin aus Strassburg. Ein ähnliches Lied von der Frau Nachtigall und des Goldschmieds Töchterlein kennen wir auf einem Strassburger fliegenden Blatt von 1570. In dem weitverbreiteten Liede: «Da droben vor meines Vaters Haus steht eine grüne Linde» lauscht das Mädchen dem Singen der Nachtigall und muss an den Herbst denken: «Und wenn die Linde das Laub verliert, so trauern alle Aeste». In einem andern Lied hilft die Linde gefühlvoll der Verlassenen um verlorenes Liebesglück trauern. In einem Hunaweirer Volkslied jubelt

die glücklich Geliebte: «Und so viel Laub an der Linde ist, so viel hat mich mein Schatz geküsst». In dem Hunsbacher Lied von der «Frau Nachtigall» aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fragt das Mädchen die Beraterin der Verliebten: «Nachtigall, wo ist gut wohnen? Bei der Linde, bei der Tanne», wo der letzte Ausdruck volksetymologisch umgedeutet ist aus «an der Döhnen», an der Krone des Baumes. Das Strassburger Mädchen tröstet sich leicht über den Verlust seines Knaben: «Ob ich gleich keinen Schatz mehr hab, werd ich bald einen finden, geh ich's Gässlein auf und ab bis an die Linde». Schwermütig singt ein Brunstatter Lied (1877):

Auf dem Grab steht eine Linde,  
An der Linde hängt ein Brief,  
In dem Brieflein steht geschrieben:  
Hier ruht Lina, dein teures Kind.

Da geht der verlassenere Reiter in das Kloster, doch nach drei Tagen bricht ihm das Herze, und der Tod vereint ihn mit der Geliebten: «Und die schöne Linde wächst dem Reiter auf dem Grab». Ueber das Grab hinaus wahrt die Linde den Liebenden die Treue. Schöner könnte die innige Verbundenheit des Liebesbaumes mit dem Menschenleben nicht ausgedrückt werden.

Die Abhandlung über unsere elsässischen Dorf Linden hat sich in die Länge gezogen. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Doch hoffe ich, dass es kein schaler Aufguss, sondern ein kräftigender, heilsamer Lindenblütentee geworden ist. Wie Verliebte ihren Namen in die Rinde des Lindenbaumes einschneiden, so möchte ich die Liebe zu dem liebwerten, linden Baume in aller Herzen einschreiben. Ich möchte aller Augen und Blicke schärfen für die einfachvornehme Schönheit unserer altherrwürdigen Dorf Linden und für die Schönheit des

Baumes in der Landschaft überhaupt, an der wir meist achtlos vorübergehen. Lernt die trauliche Schlichtheit eines lindenbewachsenen Dorfplatzes, eines baumumrahmten Feldkreuzes, einer laubüberdachten Kapelle in Gottes freier Natur erkennen und schätzen! Es braucht nicht jeder alte Baum umgehauen zu werden, weil er dem Kraftwagen eines Dorfbürgermeisters im Wege steht. Es gibt Schönheiten der Landschaft und der Stimmung, die nichts mit dem Holzpreis zu schaffen haben und höher zu werten sind als das Gutachten eines Kantonniers. Der Mensch lebt nun einmal nicht vom Brote allein! Das ist uralte Weisheit. Nach altem Recht galt es früher als Frevel, solch einen Baum zu fällen. Auch heute noch stehen diese Bäume unter der Hut des Gesetzes vom 21. August 1906 über den «Schutz des Ortsbildes und der natürlichen Denkmäler», das durch Dekret vom 28. März 1922 im Elsass eingeführt worden ist. Ehret und schützet darum die alten Bäume, ob es nun Linden oder Rüstern, Kastanien oder hochragende Pappeln sind! Fället keinen alten Baum ohne Not! Die Väter haben sie uns zum Segen gepflanzt, vergesst es nicht und höret die eindringliche Warnung und Bitte, die aus seinen Zweigen rauscht:

Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,  
Zerstöre du den Tempel sein,  
Damit es endlich weiche!  
Noch lange Jahre kann ich stehn,  
Bin fest genug gegründet,  
Und ob sich mit der Stürme Wehn  
Ein Wolkenbruch verbündet,  
Kühn rag ich wie ein Fels empor.  
Und was ich auch an Schmuck verlor,  
Gewann ich's nicht an Würde?

(Fr. Hebbel)

### Einem Lembacher Kind

In dieses Tälchens grünen Matten,  
In seiner Burgen Einsamkeit,  
In dieser Wälder dichtem Schatten  
Und ihrer Berge Lieblichkeit,  
Wo rings an sanften Höhenzügen  
Das träumerische Auge ruht,  
Da wachst — in seligem Genügen —  
Und werde lieb und wahr und gut.

Die klare Luft lern schlüpfend trinken,  
Die Schönheit, die dies Land umhüllt,  
So wirst Du nimmer müd versinken,  
Vom Alltagsstumpfsinn angefüllt.  
Behalte lieb die Bergesstrassen,  
Die aufwärts führen hin zum Licht,  
Und wenn die Stürme Dich umrasen,  
Den Kampf nimm auf und zage nicht.

Dann schlingt sich — Lohn dem braven Kinde —  
Um Deinen Pfad ein Silberband,  
Hell leuchtend wie der Birken Rinde  
In Deinem schönen Heimatland.

R. Bolchert.



*Inglingen in Lothringen*

### St. Eligius, der Rossheilige

Man feiert das Gedächtnis des hl. Eligius alljährlich am 25. Juni zu Flasdorf in Lothringen. Dort sind Reliquien von ihm. Früher kamen die Bauern mit ihren Pferden dorthin. Jetzt bringen die frommen Leute nur noch Haare aus dem Schweife der kranken Tiere mit. Der Heilige war früher Goldarbeiter, die Legende machte aus ihm aber einen Hufschmied. So ist er der Patron der Hammerarbeiter geworden. Nebenbei wurde er noch der Beschützer der Kutscher, Gutspächter, Landwirte, Ackerknechte und Pferdehändler.

Die Legende erzählt: Der hl. Eligius hatte ein Lieblingspferd, das er bevorzugte, weil es lammfromm war. Nach des Bischofs Tode ging es in den Besitz des Abtes vom Kloster in Noyon über. Bischof Mummolin, der von den Vorzügen des Tieres gehört hatte, eignete es sich aber rechthaberisch an. Der seines Pferdes beraubte Abt wandte sich nun an den Heiligen. Und siehe! Im bischöflichen Stalle wurde das Pferd krank und konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.

Da verschenkte der Bischof das kranke Pferd an eine wohlthätige Dame. Aber auch hier gebärdete es sich wie im bischöflichen Stalle. Drum schickte die Dame das Tier dem Bischof wieder zurück. Im bischöflichen Stalle versuchte man nun alle Heilmittel, aber alles half nichts. Das Pferd wurde zusehends elender. Da hörte ein alter, frommer Priester vom Pferde des Bi-

schofs. Er gab den Rat, man solle es dem rechtmässigen Besitzer wieder zurückgeben. Das geschah nun auch. Und jetzt war das Pferd wieder gesund und zahm wie früher, bald war es wieder schön und kräftig. Der Abt konnte noch lange Jahre das treue Pferd behalten.

In seiner Jugend war Eligius in der Lehre bei einem Goldschmied zu Limoges. Er brachte es dort in seiner Kunst sehr weit. Von Limoges begab er sich nach Paris, wo ihn der Schatzmeister am Hofe beschäftigte. Hier erwarb er das Wohlwollen des Königs, dem er einen wundervollen Thron verfertigte und andere kostbare Meisterwerke der Goldschmiedkunst.

Auch später finden wir noch Eligius als Günstling am Hofe des Königs Dagobert. Mit Geschick und Umsicht erledigte er da seine Aufträge. Er veranlasste z. B. den Herzog der Bretonen zur Unterwerfung. Mehrere Klostergründungen gehen auf ihn zurück. Armen war er ein Freund und Beschützer und speiste sie an seinem Tisch. Kranke pflegte er und kaufte Sklaven zurück. Es ist erklärlich, dass der edle Mann schliesslich Bischof von Noyon wurde, wo er im Alter von 70 Jahren starb.

Auch im Volksliede vom Roi Dagobert, das in Lothringen noch heute gesungen wird, hat die Legende vom hl. Eligius ihren Niederschlag gefunden. Dort wird der junge Eligius als vernünftiger, aber naiver, Ratgeber hingestellt.

K. L.



## O dü min Elsass

Jetzt mecht ich doch numme wisse,  
Wäje was sich alli risse  
Um des kleine Elsassland.  
Isch denn des so intressant ?

Ob's es isch ! -- De brüchsch nurr lueje :  
Siehst nit 's ganze Ländel bliehje,  
Heersch denn au sin Jüxe nit ?  
Alles het's, was d' numme witt.

Brüchsch nurr d'Aue uffzemache,  
Jetzt, wo unsri Beri verwache.  
Siggsch, se lipfe d'Näwwelskapp,  
Lueje frej in 's Rhintal nab.  
Maant mer nit, mer sieht se munke :  
«Alle, kumme, lipfe d'Schunke !  
Uff em Wääj butzt d'Dann ejch d'Lunge,  
Un do howwe wurd's no gsunge  
's Lied vum Land un sine Seehn,  
Ass eich 's Au un 's Herz uffgehn».

's Ländel, wo in's Herz dir lacht,  
Het schun ville Fraid gemacht.  
D'Heidemür isch nit vun hit,  
Un au d'Burje han de Lit  
Lang schun Gschichte nabgewunke  
Vun de Geschlechter, wo versunke.

Wo sich Beri un Tal verschmutze,  
Brietelt d'Sunn uns ebs zuem Schlutze,  
Kocht uns unsri Fedderwisse.  
Nurr gib acht ! Die Kaiwe schmissee.  
Wart ! Uff's Johr isch's Medezin,  
No schab d'Zung un biss de Win !

Goldegäler, gleckelheller  
«Gentil», «Edel», Muschketeller»,  
Das sin Win fir d'schleckrichsch Zung ;  
Alter «Range» macht dich jung,  
Trinksch ne lang, no bliesch lang läwig,  
Un vum «Hengscht» wursch stark un häwig,  
Nurr mach ken Galeppel mit,  
Schnapp ne dächelsam im Schritt ;  
Der «Sylvaner» losst sich schlucke,  
Un bim «Kläwer» bliesch licht hucke ;  
Sitsch bim «Kitterle», kannsch lache,  
Un bim «Brand» muesch langsam mache,  
Wenn d'ne «bloosch», bisch schnell im Fier ;  
Au der «Wanne» isch nit ghier,  
Bad nit drinne, dättsch di butze ;  
«Käferkopf» kann 's Hirn eim mutze ;  
Lichter, awwer fascht noch finer  
Mämmelt gschlaacht sich der «Traminer» ;  
Un de «Spore» muesch im Kneje  
Trepfelswies durch d' Zähn dir zejhe ;

Doch der spritzischt isch von alle  
Unser «Riesling», der het Kralle,  
Un do fröj dich noch im Dämbes,  
Ob des Win isch odder Schämbes ;  
Loss dich nit vum «Zwicker» zwicke,  
Denn dü hesch noch vill ze gücke.

Nab in's Tal ! Nurr als gegafft !  
Siggsch die Felder, alli gschafft,  
Zil an Zil in lange Strähne !  
Gäll, des hesch noch nieris gsähne,  
So gebitzelt un so strack !  
Do het's Hupfe, Gerscht, Düwack,  
Waise, Ruewe, Reys, Spinat,  
Sparchle, Bohne, Kehl, Salat ;  
D' Quetschelbaim verschlänze fascht,  
Stibbre stehn an jedem Nascht.

Hä, was do fir Sache wachse  
Fir ze mämmle un ze dachse !

Un au 's Vieh wurd gesund un feist,  
Wenn's der Schell nooch d'Beri nuff geisst,  
Fir ze mampfle uff der Matt.  
Awwer au im Stall wurd's satt :  
Hawwre, Dirlips, satter Klee  
Het's genue un noch vill meh.  
's Welschkorn macht uns d'Gänsle rund,  
D'Läwwer het als grad e Pfund.  
D'Söj sin mascht, ass d' maansch, se platze.  
Do verrecke halt ken Spatze,  
Wie in Bummre in der Ern ;  
's Gflejels au het 's Elsass gern.  
Un au d'Rehgeiss findt ze grase,  
Un am Krüt schnawwliere d'Hase,  
Bis ass d'Flint vom Jächtler kracht  
Un schun d'Keche d'Nüdle macht.

Gäll, fangs an jetzt d'Bichsle stelle ! —  
's het bi uns au warmi Quelle,  
Gueti Strosse un Kanäl,  
Gueti Bahne. — Gehsch nit fähl,  
Wenn de saasch, 's isch alles gschleckt,  
Was nurr in däm Ländel steckt. —

Siehst um d'Kirchdirm d'Derfle hucke  
As wie d'Bibble bi de Glucke ;  
D'alte Städtle siehst wie d'neje  
Abbedittli vor der leje.  
Un erscht Strossburi, unsri Stadt,  
Do luejst dich so gschwind nit satt ;  
Denksch, was sin mir kleini Kripfel  
Im Vergleich zem Minschterzipfel !  
's heisst, er isch üs Stein geböje,  
Awwer maansch fascht, 's isch gelöje :

Gspitzelt, gschnäpfelt, grad as wie  
 E gezäckelti Brod'rie  
 Kraddelt er am Himmel nuff.  
 Heersch ne singe? Bass nurr uff:  
 «So hab ich schun vill Johrhundert  
 Alsfurt d'Stadt un 's Land bewundert;  
 Woher isch 's Wort, wo allbekannt:  
 's isch e Garte, 's Elsassland».

Wenn d' jetzt guet hesch gheert uff mich,  
 No muesch saae, 's Land isch rich.  
 Un ich hab noch nit mol gsaat,  
 Was der Bodde nabzues traat:  
 Do het's Petrolbohrmaschine,  
 Kohlegruewe, Kalimine.

Blie nurr noch! Dü hesch noch Zit.  
 Noch e Wertel vun de Lit!

Nit ass d' maansch, es sin Schlaraffe!  
 Unsri Scholle muess mer schaffe,  
 Dem muesch mit em Pfluej fladdiere,  
 Muesch ne steche, strähle, riehere,  
 Muesch de Leime durichknätte,  
 Un muesch waidli Unkrüt jätte,  
 Mischt muesch spreitle, Mischtlach fahre,  
 Un am Soot derfsch nit grad spare,  
 D' Räwe muesch drej, vier Mol spritze.  
 Derfsch ken Angscht han vor em Schwitze.  
 Denn 's wachst nix üs freie Sticke. —  
 Un au 's Handwerk un d' Fawrike,  
 D'Bahne, d'Schiff un d'Wisseschafft  
 Brüche Kepf un Schaffeskraft.

Aerwet het's bi uns genue.  
 Awwer mir han d'Lit dezue,  
 Wo die Aerwet brobber mache  
 Un wo gern e Scholle lache:

Harti Nickel, Burscht un Mann,  
 Strack wie d'Furch un grad wie d'Dann,  
 Gnick un Buckel guet im Blej,  
 D'Aue-n-offe trej un frej,  
 Lueje sie in's Au dir fescht,

Zaje, sie sin nit vun gescht,  
 Mache nit, wie's Mode isch,  
 D'Füsch im Sack, naan, uff de Disch!  
 's gitt ken Kumplimente-Plän,  
 Wurd ebs gsaat, ze kannsch druff gehn!

Un erscht gar die gfitzte Maidle  
 Mit un ohne Bürekleidle,  
 Sej's mit Schlupfkapp odder Huet,  
 Bilder sin's wie Milch un Bluet,  
 Gsundi Maidle, guet gewachse,  
 Brüche d'Bäckle nit verdaxe,  
 Brüche d'Libbel nit vermole.  
 Alle, geh der glich eins hole,  
 Nämm's bim Walzer in de Arm! —  
 Gäll, des Kaiwe-Herz wurd warm! —  
 Was, fir «Drej-Ellein» witt's hole?  
 Suech mer's nurr nit ze verkohle,  
 Denn ich glaab, hätt'sch weni Fraid,  
 Wenn's der d'wisse Welfle zait.  
 Ass de's weisch: Im Elsassländel  
 Hebbt mer alles fescht am Bändel!

Heersch nix meh, un danzsch als furt?  
 Na, ze kummt's, wie's kumme wurd!  
 Bisch nit angschmiert. Hierot's numme!  
 Un zem Gschmelzte wur ich kumme.  
 Hierot's! Kriejsch e rächti Frau,  
 Wo dir guet wurd kechle au,  
 Wo am Messti Köjlupf bacht,  
 Din Baläschtel brobber macht,  
 Un wo nit glich 's Hüß abrisst,  
 Wenn, se mol e Schneekel bisst.

Jetzt känn'sch 's Ländel, jetzt känn'sch d'Lit.  
 Saa jetzt, ob's ebs Scheeners gitt!

\* \* \*

«Naan, 's isch's wert, mer muess es saae,  
 Dass d'halb Welt sich um's het gschlaae.  
 Fill mer 's Glas bis an de Rand!  
 Vive, vive, vive! Hoch 's Elsassland!»

G. Baumann



# Louis de Beer

Ein elsässischer Diplomat aus napoleonischer Zeit

Von Dr. L. Pfleger

«Was ich wollte, war dies: keine Lobsprüche, aber die Zufriedenheit mit mir selbst, die Freundschaft derer, die mich kennen, und nach mir dies einzige Lob: er hat nicht umsonst gelebt». Mit diesen Worten hat der treffliche Mann, den wir in den nachfolgenden Zeilen mehr als ein Jahrhundert nach seinem Tode wieder in Erinnerung bringen möchten, sich selbst am besten gekennzeichnet. Als Sohn einer gewaltig bewegten Zeit, in der die meisten nur nach Ruhm oder Geld und Gut trachteten, verdient er heute noch unsere Achtung, weil er kein skrupelloser Glücksjäger war, sondern in der Stellung, in die ihn sein Schicksal verwies, seine immerhin beträchtliche Macht nicht zur persönlichen Bereicherung, sondern zum Wohl der ihm Untergebenen benutzte.

Wilhelm Ludwig von Beer wurde am 17. Dezember 1777 zu Rappoltsweiler geboren als Sohn des in dem Dienst des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, des damaligen Besitzers der Herrschaft Rappoltstein, stehenden geheimen Rats Georg Wilhelm von Beer und der Luisa Philippina Chormann. Einen Teil seiner Jugendjahre verbrachte der schwächliche, aber sehr begabte Knabe in Colmar. Schon im Jahre 1790 bezog er die Universität Heidelberg. Er hat kein gutes Andenken an den kurzen Aufenthalt daselbst bewahrt. Ihm, dem jungen Lutheraner, war es in der kalvinistischen Umgebung nicht wohl. Er sagt es in einem am 9. Juni 1810 von Benevent aus an seinen Bruder gerichteten Brief: «Du weisst, dass ich kein Frömmeler bin, dass ich an die Gutheit aller Religionen glaube... Aber seit Heidelberg, seitdem ich den Gebrauch der Vernunft habe, habe ich mehr als alles andere den spitzfindigen Fanatismus der Calvinisten verabscheut, und ein germanisierter Hugenotte ist die schlimmste aller Spielarten... Ich achte den dümmeren Oesterreicher, den größten Bayern höher als die von Preussen und Flüchtlingen aller Gegenden Deutschlands abstammenden Advokaten. Das gibt gute Kaufleute und ausgezeichnete Fabrikanten. Aber ihre Halbphilosophie gibt ihnen Hochmut und nimmt ihnen jede Erhebung des Charakters. Ich hasse sie».

Aus diesem Brief spricht der Geist der Aufklärung, den er in der Militärschule in Colmar unter der Leitung des blinden Pfeffel eingelesen hat. In diese Schule trat er 1791 ein, um unter Anleitung des Inspecteur des ponts et

chaussées Mathematik und Kartenzeichnen zu lernen. Als die Anstalt im Juli 1792 geschlossen wurde, kehrte er nach Rappoltsweiler zurück, wo er das väterliche Gut bewirtschaftete und durch die anstrengende Arbeit in Feld und Weinberg seine zarte Körperkonstitution sehr kräftigte. Von 1795—1797 finden wir ihn mit seinem Bruder Charles wieder in Colmar als Hilfsbibliothekar bei dem Stadtbibliothekar und ehemaligen Pastor Mathias Engel. In dieser Zeit besuchte er, wenn auch nicht regelmässig, die 1795 gegründete Ecole centrale, wo er bei Bartholdi Physik und Chemie, bei Hammer Naturkunde studierte. Er interessierte sich ganz besonders für dieses Fach und korrespondierte in dieser Zeit ausführlich mit dem berühmten Strassburger Naturforscher Jean Hermann, von dem noch einige an Beer gerichtete naturwissenschaftliche Fragen behandelnde Briefe erhalten sind.

Gegen Ende des Jahres 1797 begab sich der Zwanzigjährige nach Paris. Hier machte er die Bekanntschaft des Diplomaten Alquier, der den fein gebildeten, wohl unterrichteten und lebenswürdigen jungen Mann zu seinem Sekretär machte. Er begleitete ihn nach dessen verschiedenen Gesandtschaftsposten: München (1798 bis 1799), Madrid (1800), zuletzt nach Neapel und Rom (1801—1806).

Als der berühmte französische Aussenminister Talleyrand vor Neapel mit dem dem Papste entrisenen süditalienischen Fürstentum Benevent beschenkt worden war, wurde er von ihm auf Empfehlung Alquiers zum Gouverneur des kleinen Staates ernannt. Von 1806—1814 hat Beer dieses Amt in ausgezeichneter Weise bekleidet. Das Fürstentum Benevent, etwa fünfzig Kilometer nordwestlich von Neapel gelegen, war ein winziger Staat mit 41 000 Einwohnern, wovon 18 000 auf die Hauptstadt Benevent kamen. Die Einkünfte, die Talleyrand aus diesem Staate bezog, waren nicht beträchtlich; ausser einem Gehalt von 120 000 Livres betrug sie nur 60 000 Livres. Und um sie aufzubringen, bedurfte es der ganzen Tatkraft und Geschicklichkeit Beers. Auf diesem lastete die ganze Verwaltung, da der Fürst selbst weder Zeit noch Lust hatte, sich darum zu kümmern.

Beer trat sein Amt als Gouverneur an am 10. September 1806. Er war 29 Jahre alt. Die Aufgabe, die seiner harrte, war nicht leicht. Infolge der Schwäche der päpstlichen Regierung



*Hof in Rappoltsweiler*

*Photo V. Maulu*

hatte der beneventanische Adel sich eine beherrschende Stellung angemasst, die eine geordnete Verwaltung ganz unmöglich machte. Nur zu bald musste der junge Gouverneur dies fühlen. In einem Bericht vom 31. Oktober 1806 stellte er fest, «dass Benevent sich in einem Zustand vollständiger Anarchie befinde, dass die Regierung ganz ohnmächtig und verachtet, und dass die Mehrzahl der Einwohner in einen Zustand der Verdorbenheit und niedriger Gesinnung verfallen sei; eine dreissigjährige gute Verwaltung genüge nicht, um einen Wandel herbeizuführen». Besonders über die Anmassung des Adels beklagte er sich. Zu den inneren Schwierigkeiten kamen noch äussere. Das Fürstentum war ganz von neapolitanischem Gebiet umgeben. Sowohl König Joseph Bonaparte als sein Nachfolger Murat strebten danach, den Kleinstaat zu annektieren. Eines Tages hatte Josefs Neffe, der Generaladjutant Marius Clary, mit 300 neapolitanischen Kavalleristen Benevent besetzt. Beer protestierte auf das energischste gegen den Gewaltakt, und König Josef rief die Truppen zurück. Talleyrand dankte seinem Gouverneur für die entschiedene

Verteidigung seiner Interessen und machte ihm das Kompliment: «Ihr Eintreten für die Interessen, die Ihnen anvertraut sind, gibt mir die Versicherung, dass Sie inmitten der Einwohner stets die Autorität der Regierung und der Gesetze aufrecht zu erhalten verstehen». Mit der Regierung des 1808 ernannten Königs Murat steigerten sich die Schwierigkeiten. Stets gab es Reibungen, welche die Stellung Beers nicht erleichterten. Erst als die Königin Karoline für den am russischen Feldzug teilnehmenden Murat selbst regierte, hörten die Quertreibereien auf. Dem Gouverneur Beer, der bei ihr vorstellig geworden war, sagte sie: «Ich wünschte, dass man alles tue, was Herrn von Talleyrand Freude bereiten kann. Ich erinnere mich mit Dankbarkeit an seine alte Freundschaft».

Eine ständige Sorge Beers war der Kampf gegen das Räuberunwesen, das die Gegend unsicher machte. Die Räuber spielten sich als Rebellen auf, als feurige Patrioten, die für die Unabhängigkeit des Ländchens kämpften, während sie doch nur gemeine Wegelagerer und Halsabschneider waren. Die Berichte Beers an Talleyrand sind reich an Einzelheiten über ihre Verbrechen und die Massnahmen, sie auszurotten. Beer hatte eine ausserordentliche Kommission eingesetzt, die Todesurteile fällte, welche innerhalb 24 Stunden zu vollstrecken waren. Das Jahr 1809 war besonders reich an Taten der Mordbrenner. Am 4. September dieses Jahres berichtete der Gouverneur seinem Fürsten: «Bald werden wir von zerstörten Dörfern und Gehöften umgeben sein. Man kann behaupten, dass es in diesem Jahre mehr als 10 000 Räuber auf dem Lande gab». Beers tatkräftige Verfolgung der Verbrecher war auch von Erfolg begleitet. Aber die Niederlagen der kaiserlichen Armeen in den Unglücksjahren 1812 und 1813 liessen die Räuber wieder frech werden. Unter solchen Zuständen wurde es immer schwieriger, die Einkünfte des Fürsten einzutreiben. Beer war nicht auf Rosen gebettet.

Mehr als einmal hatte er den Fürsten eingeladen, auch persönlich in seine Herrschaft zu kommen. Talleyrand kam nie dazu, war auch zu bequem, um die beschwerliche Reise zu unternehmen. Doch aus der Ferne kümmerte er sich um sein Fürstentum. Er empfahl dem Gouverneur, das napoleonische Gesetzbuch in Benevent einzuführen. Es trat schon im März 1807 in Kraft, trotz des Protestes der kirchlichen Autorität, die sich mit der Ehescheidungsgesetzgebung nicht befreunden konnte. Das Strafgesetzbuch führte Beer im Jahre 1812 ein. Talleyrand wünschte, dass alle Erlasse in französischer und italienischer Sprache erschienen. Be-

sondere Schwierigkeiten machte die Regelung der kirchlichen Verhältnisse. Beer war Protestant, dem das volle Verständnis für die Einrichtungen des starkkatholischen Volkes doch abging, wenn er auch den besten Willen zeigte. Er musste vor der Bevölkerung sogar seinen Protestantismus verbergen. In launiger Weise schrieb er einst einem Colmarer Freunde: «Was würden die Herren Pfefferl und Engel sagen, wenn sie wüssten, dass ich zu Benevent ein eifriger Katholik bin, sie, die so eifrige Lutheraner sind, dass die römische Kirche ihnen an Intoleranz in nichts nachsteht. Tatsächlich ist es besser, die Messe zu hören, als gehenkt zu werden. Wenn man hier während der Zeremonien der Kirche wüsste, dass der Diakon, wenn er mir als dem Vertreter des Staatsoberhauptes den Weihrauch spendet, einem Protestanten diese Ehre erweist, gäbe es eine Revolution im Lande». Wenn er sich auch dem Landesbrauch fügte, so wollte er doch in den kirchlichen Dingen schneller die ihm passend erscheinenden Aenderungen einführen, ohne auf die Stimmung des Volkes Rücksicht zu nehmen. Der klügere Talleyrand, der selbst einst Bischof gewesen war, musste den unklugen Eifer oft zügeln. Beer stand mit dem Erzbischof Spinucci nicht auf gutem Fusse; das war begreiflich, denn der päpstliche Stuhl war nie geneigt, Talleyrands Ansprüche auf das geraubte Land anzuerkennen. Als Beer gleich anfangs das französische Konkordat im Fürstentum einführen wollte, schrieb ihm Talleyrand, dass er damit einverstanden wäre, wenn man vorläufig nur die Artikel anwende, die sich der Volksmeinung und der jetzigen Lage anpassen lassen. Als aber Beer anfangs 1808 davon sprach, gegenüber dem widerspenstigen Erzbischof scharfe Massregeln anzuwenden, meinte der vorsichtige Fürst, dass der Augenblick noch nicht gekommen sei. Beer solle sich noch jeder Reform enthalten und nur dafür sorgen, dass in Abwesenheit des in Rom weilenden Erzbischofs der Kultus nicht gestört werde. Zwei Jahre später kam Beer mit neuen Klagen gegen den Oberhirten. Talleyrand bremste wieder (14. August 1810), indem er dem Gouverneur empfahl, dass er dem Erzbischof gegenüber stets die Formen der Höflichkeit wahren müsse.

Der Ehrgeiz Beers gipfelte darin, aus dem kleinen Staate ein schwaches Abbild von Toskana zu machen. Er gründete für die Knaben Elementarschulen und ein Lyzeum, auch für die Mädchenbildung sorgte er durch Primärschulen, die von Ursulinerinnen geleitet wurden. Für dieses letzte Unternehmen erhielt er unterm 13. Mai 1807 die besondere Anerkennung Talleyrands: «Ich sehe mit Freuden den Erfolg



Reichenweier: Hirschgasse

Photo V. Maulu

des Erziehungshauses der Ursulinerinnen; drücken Sie ihnen meine ganze Befriedigung aus für die Sorge, mit der sie sich der ihnen anvertrauten jungen Personen annehmen. Die Sorge für die Erziehung der Frauen ist eines der sichersten Mittel, die Sitten zu bilden und zu veredeln. Zuerst muss man lesen, schreiben und den Kaiser lieben lernen. Nachher richten Sie gehobene Schulen für den Unterricht und die Erziehung ein».

Des weiteren interessierte sich der Fürst für andere Bestrebungen seines eifrigen Gouverneurs. Dieser hatte eine Bibliothek begründet, ein Museum eingerichtet für Gemälde, Statuen und andere Altertümer, hatte durch den jungen französischen Maler Chauvin die bedeutendsten Monumente und Landschaften des Fürstentums zeichnen und malen lassen, hatte den Trajansbogen, die berühmte goldene Pforte, die als der schönste klassische Triumphbogen gilt, restaurieren lassen, hatte auf dem Stadtplatze, dem er zur Erinnerung an den Fürsten (Charles Maurice) den Namen Piazza di Carlo Maurizio gegeben hatte, einen Monumentalbrunnen errichtet.

All das zeigt, dass Beer seine Zeit nicht ver-

lor und das Land nicht bloss als Ausbeutungsobjekt für seinen Herrn oder sich selbst, wie es zu dieser Zeit anderweitig geschah, verwaltete, sondern dass er seinen Ehrgeiz darin setzte, das Fürstentum selbst wirtschaftlich und kulturell zu heben. Das ist ihm auch gelungen, und die Einwohner Benevents wussten dies auch zu schätzen und freuten sich der Wohltaten der Beer'schen Verwaltung.

Die Niederlagen Napoleons machten auch der Fürstenherrlichkeit ein Ende. Auf dem Wiener Kongress wurde das Fürstentum Benevent dem Papste zurückgegeben. Im Jahre 1814 verliess Beer Benevent und zog sich nach Rappoltsweiler zurück. Nach der Schlacht von Waterloo reiste er noch einmal nach Paris und versuchte, bei Talleyrand vorgelassen zu werden. Aber der stolze Fürst, der in schmähhlicher Weise den Kaiser verraten hatte, hatte keine Zeit, seinen ehemaligen Gouverneur, der ihm in selbstlosester Weise gedient hatte, zu

empfangen. Die Grossen dieser Erde lohnen meist mit Undank. Talleyrand brauchte seinen treuen Diener nicht mehr.

Die letzten Jahre seines tatenreichen Lebens verlebte Beer im Kreise seiner Familie in Rappoltsweiler. Studium und Landwirtschaft füllten seine Zeit aus. Ein früher Tod raffte ihn am 1. Juni 1833 dahin, als er 45 Jahre alt geworden war. Was ihn in seiner Zurückgezogenheit am meisten freute, waren die zahlreichen Dankesbriefe, die er von Benevent und Neapel erhielt.

**Literatur:** Ludwig Weylandt, Erinnerungsmal, seinem unvergesslichen Freunde, dem Edlen Ludwig Wilhelm von Beer geweiht. Colmar 1855. — M. J. Bourgeois, Six lettres inédites du Professeur Jean Hermann. Colmar 1896. — A. M. P. Ingold, Un élève de Pfeffel: Louis de Beer, Gouverneur de Bénévent. Colmar 1909; derselbe: Bénévent sous la domination de Talleyrand. 1916. — G. Lacour-Gayet, Talleyrand, 2 Bände, Paris 1950.



*Photo E. Haller*

*Fischbödle*

## Der Ritt nach Bitsch und der Bitscher Trunk

Eine kulturhistorische Erzählung des 16. Jahrhunderts, aus der Zimmerischen Chronik sprachlich erneuert

Des Tags, da der alte Graf Wilhelm von Eberstein und sein Tochtermann Graf Frowein Christoph von Zimmern von Eberstein dem Elsass zu wegritten, sind sie in dem Städtlein Lichtenau abgestiegen, des Willens dort den Imbiss zu nehmen und noch selbiger Nacht bis nach Hagenau zu gelangen, wo Graf Bernhard von Eberstein auch schon war; und der Graf Wilhelm hatte seinen Schatzmeister vorausgeschickt, die Herberge dortselbst zu belegen. Ich weiss aber nicht, wie sich die beiden Grafen zu lange bei dem Imbiss verweilten, zudem sie auch schon bei der Zwerchfahrt über den Rhein über Gebühr aufgehalten worden waren, — kurz sie kamen erst ganz spät und mit Anbruch der Nacht nach Hagenau vor das Stadttor, das schon verschlossen war. Mit Anrufen und Nachsuchen um Einlass und mit Versprechungen, da ward nichts gespart; aber die Wächter auf den Türmen verwiesen sie immer von einem Tor zum andern. Also ward die halbe Stadt und mehr, so viel überhaupt wegen des Gewässers umritten werden kann, etzliche Male umritten; und dann ritten die einen da hinaus und die andern dort hinaus. Was soll ich sagen? Die Wächter wollten aufs Letzt' keine Antwort mehr geben; und wurden mit dem Hin- und Herreiten und Umkehren an anderthalb Stunden zubracht. Aufs Letzt' blieb nichts anderes übrig, die Herren mussten mit ihren Edelleuten und Reitern abziehen; denn es gibt keine Herberge oder sonstige Behausung noch vor der Stadt.

Sie berieten sich, in der nächsten Besetzung oder in einem Dorf, so es ein Wirtshaus gab, über Nacht zu bleiben in der Hoffnung, es werde ihnen am andern Tag besser gehen. Darauf kamen Sie zu einigen Villen und Schösslein, die gehörten Bürgern der Stadt Hagenau. Da wollte man sie aber durchaus nicht einlassen; denn wiewohl sich die edeln Herren bei Namen nannten und die besten Worte von der Welt gaben, so wollte man ihnen doch nicht trauen und glaubte vielleicht gar, es stecke eine Tücke dahinter. Deshalb mussten sie abermals weiter, obgleich drinnen in Hagenau in der Stadt die Herberge bestellt und in der Tat mit den allerköstlichsten Bissen von Fisch und Fleisch zum besten zugerichtet war. Letzthin, nach drei oder vier Stunden in der Nacht, da kamen sei in ein Dorf — heisst Schweighausen und gehört dem Grafen von Westerbürg — in

das Amt und zu dem Schlosse Rauschenburg gehörig. Dieses Amt hat selbiger Graf Westerbürg vor wenigen Jahren von seinem Weibe, einer geborenen Gräfin von Bitsch, der Tochter des Grafen Simon Wecker von Bitsch, zum Heiratsgut erhalten.

Als nun die Grafen Eberstein und Zimmern selband nach Schweighausen kamen, ganz spät in der Nacht, da fanden sie gleichwohl zwei Wirtshäuser, aber nur so wie sie im Elsass auf dem Lande herkömmlich sind. In solchen war von Victualien weiter nichts als Wein, Brot, Milch und Eier. Die Stuben waren sehr heiss und lagen voll Stroh. Die Bauern sassen in den Stuben und tranken und waren toll und voll. Sobald nun der alte Herr, Graf Wilhelm, dahin kam, da wies er in der einen Herberge die Bauern hinaus. Sie mussten weichen, und es war wohl auch für sie selbst an der Zeit und das Best', dass sie heimgingen. Nun war aber jeder hungrig und lustig zum Essen, und schmeckte alles vortrefflich. Darnach liess man anderes Stroh in das Zimmer tragen; darauf legte sich der alte Herr, Graf Wilhelm. Nun verlangte er zwar, sein Tochtermann solle sich zu ihm in das Stroh legen; allein der wollt's nicht tun; denn er bedachte, so er sich zum alten Herren legte und sich im Stroh bewegte, so möchte das dem alten Herrn zur Beschweris gereichen, und er selber könne sich doch dessen nicht gänzlich enthalten. Deshalb legte er sich auf die Bank am Fenster. Darauf schlief er, so viel sein konnte.

Nun war aber das Haus nur notdürftig gebaut aus Holz und Lehm, und es war, wie am Rheinstrom üblich, nirgends ein luftdichter Verschluss an Türen, Fenstern und Wänden. Wenn nun der junge Herr Frowein, Graf Wilhelms Tochtermann, sich mit dem Angesicht gegen das Fenster wandte, so ging ihm die Luft vorne auf den Leib. Kehrete er sich dann um, so ging ihm die Luft auf Rücken und Lenden, was er noch viel weniger vertragen konnte. Zudem lag so ein Bauer, der Wirt im Haus, der mit dem alten Herrn im Trinken ganz leichtsinnig gewesen, auf der andern Bank; dem stank der Huf so arg, dass man meinte, der Atem müsste einem darüber ausgehen. Also drehte sich der Graf Frowein fast die ganze Nacht um und um, wie man einen Braten am Spiess umdreht. Dann gegen das Fenster, dann gegen die Stube, dann, wenn ihm beides zu arg



Photo V. Maulu

Lauterburg

geworden, stand er auch einmal auf und schaute zum Fenster hinaus. Was derweil die Knecht und das Gesinde die selbige Nacht für ein Regiment und zu ihrer Kurzweil für eine gute Tractation geführt, das will ich diesmal bei Seite lassen. In der Herrenstube aber ging es die ganze Nacht zu, wie oben gemeldet wurde, so dass schier wenig geschlafen wurde.

Des Morgens war man zu guter Zeit wieder zu Pferde und kam früh nach Reichshofen in das Städtlein. Das ist voreinst dem Grafen Jörg von Bitsch gewesen; der aber hat's seinem Vetter, dem Grafen Jacob, abgegeben. Da ass man denn zu Mittag. Graf Bernhard von Eberstein, der zu Hagenau geherbergt, gesellte sich daselbst dazu. Nach dem Morgenessen kamen etzliche trunkene Bauern in das Wirtshaus; und weil dieselben von Reden und Gebärden sehr abenteuerlich, so hatten die Herren ihre Kurzweil mit ihnen. Als nun die Herren weiter nach Bitsch ritten, da gab es nass und kalt Wetter; und dieweil man durch den wüsten und wilden Bitscher Wald reiten musste, hatte der Graf Wilhelm einen seiner Lehnsleute, einen Kriegsmann, genannt Jacob von Windeck, mit sich auf die Reise genommen; der selbige

unterwand sich, die Herren zu führen durch den Wald, der wahrlich gross und irrsam ist. Man ritt eine lange Zeit hin und wieder, dass endlich niemand mehr wusste, wo hinaus; und dabei regnete es, als ob man mit Kübeln schüttete. Jedoch half ihnen doch Gott, das sie endlich, wengleich etwas spät, glücklich nach Bitsch kamen.

Dort hatte Graf Jacob bei sich seine jungen Vettern, Graf Eberwein von Hohenstein, Graf Allwig und Wilhelm von Sulz und den Grafen von Ysenburg-Büdingen. Dann war auch noch da der Graf Lips von Hanau und dessen Sohn Philips; denn es war damals im Gemunkel, dass zwischen des Grafen Jacob Tochter und diesem Grafen Philips eine Heirat sollte vorgenommen werden, was auch nachgehends geschehen. Diese Grafen waren alle vorher schon auf Bitsch. Wie nun die beiden alten Grafen von Eberstein auf Bitsch kamen mit ihrer Gesellschaft, da wurden sie hoch empfangen und in ihr Gemach geleitet. Aber sie konnten kaum die Mäntel ablegen. Denn es herrscht ja der deutsche Brauch, dass man zunächst zur Tafel läuft und willkommen schreit, sonst muss man zur Strafe die Töpfe vom Herde rücken. Es hatte also von den Gästen keineswegs ein jeglicher die Gelegenheit, zu tun nach seinem eigenen Gefallen und wie es die Notdurft erfordert, sondern die Gäste wurden sofort vom Grafen Jacob von Bitsch und den anderen Herren zu Tisch geholet. Von dem Frauenzimmer war allda Jacobs Gemahl, eine Gräfin von Hohenstein, und deren beide Töchter; desgleichen Frau Kleopha, Graf Wilhelms von Sulz Gemahl; die verheiratete Schwester des Markgrafen Karl von Baden und noch eine ledige Schwester Namens Jacoba; auch Karls Mutter, eine Schwester des Grafen Jacob. Unter andern wurde Graf Frowein, um ihn als Gast zu ehren und da er vorher noch nicht in Bitsch gewesen, zwischen die alte Gräfin von Bitsch und die junge Jacoba von Baden hinter den Tisch gesetzt.

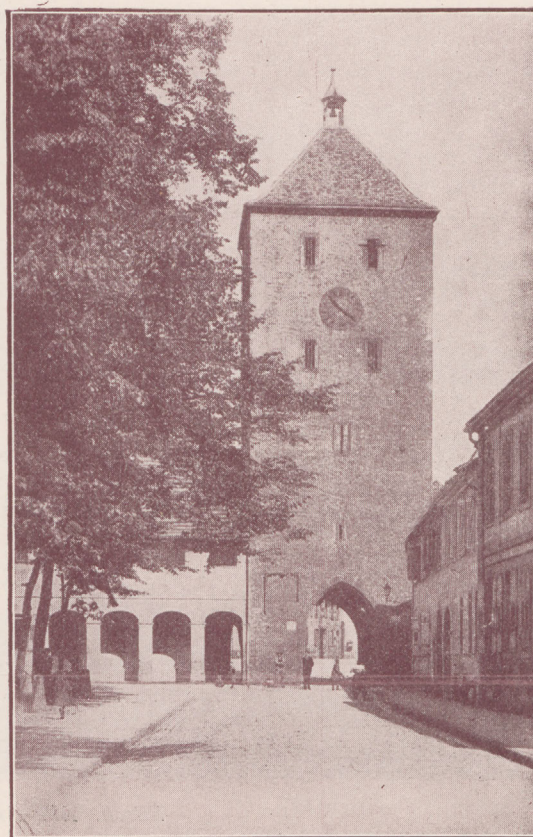
Nun ward ihm aber, sobald er hinter den Tisch und in einen so engen Pferch gekommen, im Leib etwas unrecht; also dass er vermerkte, wofern er sich bei Tisch viel nötigen und geben lasse, ihm solches sehr zu Unstatten, ja sogar zu grossen Schanden und Spott würde gereichen. Denn sintemals er die Nacht zuvor in Schweighausen im Wirtshaus und dann den ganzen Tag im nassen Wetter und aller Kälte zugebracht, kann man sich wohl denken, was ihm das alles einen Unrat und Mangel im Leib zuweg gebracht. Derothalben durft er sich nicht bewegen und regen. Aengsten halber brach ihm, wie natürlich, der Schweiss aus, also dass ihm



die hellen Tropfen an der Stirne und im ganzen Angesicht lagen und mancher wohl sah, dass ihm etwas fehlte. Aber niemand wusste was. Es sollte es auch damals niemand wissen. Graf Bernhard von Eberstein verwunderte sich auch darob und sprach zu ihm: «Schwager, was sitzt Ihr also? Ist Euch nit wohl? Warum denn legt Ihr dem Frauenzimmer nicht vor?» Ach Gott, der gut' Herr hätt's ja gerne getan; aber es hatte, wie oben gemeldet, seinen besonderen Grund, und er durft' es nicht wagen. Er wagte es auch nicht.

Wie nun das Nachtmahl nach «Bitscher Brauch» schon eine schöne Weile gewähret, da schickte der Graf Eberwein von Hohenstein einen Edelmann mit einem Massglas voll Wein zum Grafen Frowein und liess ihm ansagen, er wolle mit ihm auf gute Kundschaft trinken. Er aber schlug es dem Edelmann mit Fug ab und mit der Bitt, ihm bei dem Grafen Eberwein zu entschuldigen und ihm zu vermelden, dass er gar nicht wohl auf sei, sondern sich recht übel befinde. Aber das wollte bei dem Hohensteiner nicht verfangen: er trank das Glas aus und schickt es dann dem Schwaben mit allerstärkstem Rheinwein gefüllt, mit der Bitte, ihm nunmehr Bescheid zu tun und das nicht abzuschlagen. Der gute Herr Frowein stack nun hinter dem Tisch, war eng umsessert und kunnit' nicht weichen. Derohalben war er in grösster Not, mit dem Vorsatz, so er den Trunk getan, wolle er sich so stellen, als ihm seine Nase blutete, aufstehn und auskratzen, sage man auch dazu, was man wolle. Wie er nun einen Trunk des starken Weins tut, siehe da, da erwärmt der starke Rheingauer Wein den Magen dermassen, dass er gleich eine Besserung empfand. Derohalben tat er sofort noch einen grösseren Trunk; und als er merkte, dass ihm der Wein bekam, da tat's ihm um so wohler, und er trank aus.

Indess war die halbe Mahlzeit vollendet; und also stand nach «Bitscher Brauch» das Frauenzimmer auf und ging weg, was die Mehrzahl der Gäste wohl zufrieden war. Nun hatte Graf Jacob von Bitsch vermerkt und acht gegeben auf das grosse Glas mit dem schweren Wein, und wie er hörte, dass dem Grafen Eberwein war Bescheid getan worden, da hob er die selbig Nacht einen grossen Trunk an. Das währet über die halbe Nacht hinein. In Summa, durch Hilfe des guten und schweren Rheinweins verging alles Bauchweh, und wurden die Kranken allesamt wieder gesund. Die Herren blieben drei ganze Tage auf Bitsch. So sie aber noch drei Tage länger allda hätten sollen verharren, so ist kein Zweifel, es wäre ihrer ein Teil der übergrossen Unmässigkeit halber



*Ritterturm in Hagenau*

krank geworden. Wären aber auch selbst dann noch länger allda geblieben, so ist es möglich, es wären vielleicht ihrer etzliche gar verstorben und statt des Mannes ein Trauerbrief heimgekommen.

Da ich aber nun einmal an dieser Materia bin, so will ich ein wenig von dieses Grafen Jacob Brauch und Gepflogenheiten, die er auf Schloss Bitsch und an anderen Orten hatte, erzählen. Dass die Grafen von Zweibrücken, so man die Grafen von Bitsch derzeit nur nannte, ein absonderlich fürnehm und alt Geschlecht sind, ist, so achte ich, jederman, der sich auch nur ein wenig der Kenntniss der alten Geschlechter beflissen, bekannt, und es ist glaubhaft, dass sie ursprünglich von den Grafen von Catzenellenbogen abstammen. Sie haben vor dreihundert Jahren oder etwas mehr ihre fürstliche Grafschaft Zweibrücken an die Pfalzgrafen bei Rhein vertauscht gegen die Herrschaft Bitsch, so vor Jahren das «Dominium Bidense» geheissen; und es bedünkt mich fürwahr, dass sie ein Austausch gewesen, wie der des Glaukos und Diomedes, heisst auf gut deutsch: «Ein Ross um eine Sackpfeife». Von da ab also haben die Grafen diese unfrucht-



*Bitsch. Alte Ansicht nach Collignon*

bare und steinige kleine Welt hier innegehabt mit ihren Hölzern und Hecken. Aber es ist ihnen zu unserer Vorfahren Zeiten ein unerwartet Glück widerfahren; denn wie man spricht, der Niedergang des einen sei des andern Aufgang, so ist das auch allhier geschehen. Die fürnehmen und mächtigen Herren von Lichtenberg im Elsass sind ausgestorben und all ihre Güter sind an die beiden Grafengeschlechter von Bitsch und von Hanau verfallen. Da sind sie denn nun wieder in Ehre und Vermögen gekommen. Aber daneben gingen die Sachen auch wieder rückwärts. Denn das Geschlecht Bitsch steht jetzt auf diesen zwei Augen des Grafen Jacob. Der aber hat sein Lebtage lang ein solches Regiment geführt mit Essen und Trinken, dass er solcher Unordnung halber in allen deutschen Landen verufen war, und es kein Wunder ist, dass er keinen Sohn, sondern nur noch eine einzige Tochter hat, wiewohl er vor Jahren einen Sohn gehabt hat. Der ist bei drei Jahr alt geworden; so hat aber Graf Jacob eine solche Hoffahrt mit ihm geübt, dass es kein Wunder war, wenn Gott ihm selbigen wieder genommen.

So Graf Jacob nicht hat über Land reiten wollen, ward das Morgenmahl um zehn Uhr ungefähr oder etwas früher angefangen; und

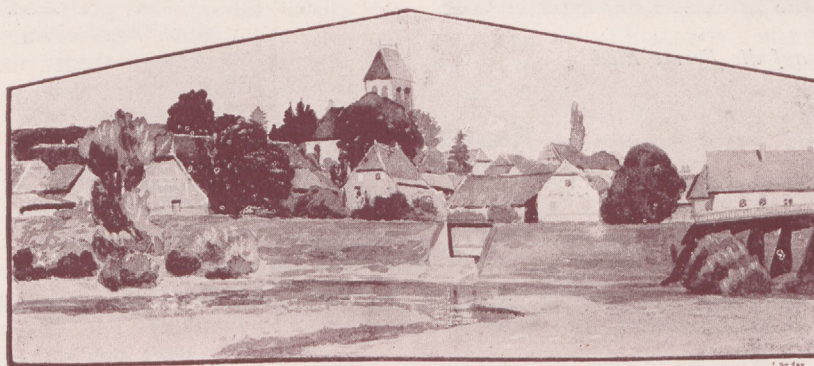
es dauerte gewöhnlich auf vier Stund'. Wofern aber liebe und angenehme Gäste vorhanden waren, so hat es vor fünf Stund' niemals aufgehört. Nach dem Morgenmahl hat man nicht drei Stunden Pause, so fängt das Nachtessen an. Da kommt erst der Gaul ins Rennen, und erhebt sich dann das richtige Trinken mit: «Wir Zwei gegen die Zwei» und sonstigem «Ad coram-Nehmen». Solches währet bis ungefähr um die zehn oder elf Uhren in der Nacht. Alsdann, wenn manch einer getrunken, dass er schier nichts mehr sieht, so fängt das Spiel an. Da ratscht man denn noch so eine Stunde oder zwei. Darnach geht der Schlaftrunk an. Wer sich den ganzen Tag über und auch beim Nachtmahl zusammengenommen, der mag dann mit Essen und Trinken noch wohl zukommen. Diweilen aber die Herren Grafen spielen, darf kein fremder Edelmann und auch kein Diener in das Zimmer kommen. Geschieht es dennoch, so sind etzliche dafür bestellt und verordnet, die sind mit grossen Pokalen und gutem Wein versehen und fertigen den Eindringling ab, dass er auf eine gute Stunde keinen Durst mehr verspürt. Ich hab's wahrlich selbst gesehen, dass ein Diener kaum nur einmal in den Saal hereingesehen, da ward er gestellt und ihm eine solche Weinkappe über-

gezogen, dass er froh war, wie er wieder hinauskam. Zwischendurch aber liefen die Knechte und Buben mit grossen Kannen und Flaschen im Schlosshof hintereinander her, und wer trinken wollte und Durst hatte, der mocht's tun, da war kein Mangel.

In Summa, es ging allewege zu, als wollte man nicht lange mehr wirtschaften. Aber zum Schlaftrunk da wurde neben dem Konfekt und den Konfitüren noch allerlei Essen, wie Braten und anderes, aufgetragen. Dabei bleibt es jedoch nicht. Jetzt ruft Graf Jacob einen Edelmann, man solle eine Specksuppe machen. Dann muss man «Metzer Krammetsvögel» machen, das ist ein geröstetes Brötlein; — dann blaue Hechten sieden, bald das, bald jenes. Solch Schwelgen währt bis nach Mitternacht, etwa bis um zwei Uhr gegen Tag, zu Zeiten noch länger. Alsdann erst geht man schlafen. Und wenn auch ein solches Regiment sonst weder für die Seele noch für den Leib tauglich oder vorteilhaft ist, so ist es doch dazu gut, dass einem die Flöhe bei Nacht weiter nicht

lästig fallen. Des Morgens aber gehen Pfeifer oder auch Trommelschläger, wenn Graf Jacob grade Besatzung in dem Schloss liegen hat, im Schloss und auf den Wällen umher, schlagen zur Morgensuppe und rufen dazu: «Woferne, Ihr lieben Brüder, alle die gestern voll und toll gewesen, sich wieder erlaben und erholen wollen, so sollen sie kommen in diese oder jene Stuben; da werden sie ein Süpplein finden und des guten Weines genug!» Da fangen denn die Abenteuer des Tages wieder von vorne an.

Es sind wirklich namhafte Leute dieser Schlemmerei wegen gestorben; und wenn ich es nicht selbst mit eigenen Augen gesehen, wär' mir's unglaublich gewesen. Auch habe ich glaubhaft vernommen, dass solch' Unwesen nicht allein zu den Zeiten, so vornehme Gäst' und fremde Leut' vorhanden, sondern auch, so Graf Jacob allein mit seinen Jägern, Forstmeistern, Edelleuten oder er sonst ihm genehmes Gesind haben mochte, so sei es in gleicher Weise gehalten worden.



A. Hadey

Herbitzheim



*Blick auf die Ferme Ried*



*Stemlisberg*

Aufnahmen von Dr. W. Guggenbühl

### Kammwanderung

Dem Himmel näher und dem reinen Licht,  
 Durch sommergrünen Wald und bunte Matten  
 Führt unser Pfad. Die Sorgen dauern nicht,  
 Die drunten Herz und Sinn verdunkelt hatten.  
 Frei dehnt die Brust sich, Was beim müden Lauf  
 Des Alltags uns beschwert, das muss versinken.  
 Die Seele tut all ihre Pforten auf,  
 Den Strom der Schönheit in sich einzutrinken.

Zur Ferne schweift hinaus der Blick und schaut  
 Voll Duft und Glanz die Welt, die strahlend reiche.  
 Entschleiert steht im Süden, klar umblaut,  
 Der Alpen stolzer Bau, der tempelgleiche.  
 Vom hellen Osten grüsst der dunkle Wall  
 Des Schwarzwaldes her, des biedern, ehrenfesten ;  
 Auch drüben zeigt sich offen überall  
 Der Berge Bild im seedurchblitzten Westen.

Und als ein Gottesgarten liegt enthüllt  
 Der Heimat Tal, vom weissen Silberbande  
 Des Rheins gesäumt. Die treueste Liebe füllt  
 Den Geist, der überschwebt die weiten Lande.  
 Viel alte Burgen halten schützend Wacht  
 Hoch über felsgekrönten Rebenhängen  
 Und über Dorf und Stadt, die glückumlacht  
 An Fluss und Hügel sich zusammendrängen.

† Christian Schmitt.

# ||||| Ausschau |||||

## Ausstellung Lucien Binaepfel

Das Frühjahr hatte eine Ueberraschung gebracht. Nach den ersten grossen Ausstellungen zu Beginn des Winters kamen einige Darbietungen, die nicht minder interessant, jedoch kleineren Ausmasses waren. Als nun Ende April Lucien Binaepfel im Elsässischen Kunsthaue angekündigt wurde, erinnerte man sich des ersten Auftretens des Künstlers in unserer Heimat. Die Ausstellung, es war vor zehn Jahren, hatte wie eine Bombe gewirkt. Die sowohl inhaltlich wie formal gewichtige Manifestation erregte damals ein lebhaftes Für und Wider. Auf der Leinwand spielten sich grosse Szenen ab; die starke Ausdrucksbewegung und die Herbheit der Darstellung zogen den einen ebenso an, wie sie den anderen abstiessen. Die meisten Betrachter befanden sich in einem Zwiespalt. Der polemische Charakter dieser damals «neuen» Kunst war unverkennbar, aber das reine Wollen und Können des Künstlers, der Zug ins Grosse, wirkten versöhnend. Auch in technischer Hinsicht war die Ausstellung Gegenstand der Bewunderung gewesen. Eine elementare Gewalt schien von den Bildern auszugehen. Der Künstler, eine empfindsame Natur, verschmähte jedoch koloristische Roheiten, die bei den Expressionisten gang und gäbe waren. Das Inhaltliche, der hinreissende, betäubende, aufwühlende Stoff, trat doch zurück vor einer künstlerischen Instanz, die klug abzuwägen versteht, dem guten Geschmack im Malerischen. Darauf hat dann Binaepfel in der Folge weitergebaut. Die grosse Form behielt er bei, und im Uebrigen wurde der Anschluss an jene unverbindlichen, intelligenten Farbgebilde der Pariser Schule vollzogen. Die neue Ausstellung hat gezeigt, wohin der Weg ging. Die Blumenstücke waren derart virtuos gemalt, dass sie ihrer Substanz verlustig gingen. Wie überhaupt aus allen Bildern eine kühle Zurückhaltung sprach. Oekonomie der Mittel, Einfachheit der Konstruktion, strenge Sachlichkeit in der Verarbeitung der Impressionen sind das Merkmal der heutigen Arbeiten Binaepfels. Diese Disziplin drückte

sich verschieden aus. Bewegte Motive sind farblich einheitlich behandelt, Motive, die der Ruhe verhaftet sind, werden mit Kontrasten durchsetzt. Scheinbar locker und zwanglos, und doch so logisch, reihte sich Farbleck an Farbleck. Es war perfekte Malerei im heutigen Sinne, was man zu sehen bekam. Wie klassizistische Nachzügler muteten die Kompositionen (Urteil des Paris, Leda und der Schwan, Badende) den aufmerksamen Betrachter an. Zwar sind auch hierin, mit Ausnahme der Badenden, Ueberschneidungen oder gebrochene Linien des klaren Aufbaues wegen mit Sorgfalt vermieden — man denke an die Aufreihung der Figuren im Urteil des Paris — aber dennoch enthielt unter anderem die Gestalt der Leda soviel Menschliches, ja noch mehr — sagen wir einmal — ein Totales, dass man sich diese Bilder neben den mehr improvisiert erscheinenden Porträts nicht gut denken kann. Es laufen da zwei Darstellungsweisen nebeneinander, die nichts miteinander zu tun haben, Binaepfel drängt im Grunde zur Synthese. Vielleicht wird er uns später in stärkeren Zusammenfassungen vor Augen führen, was Menschengestalt und Menschenherz bedrückt und erlöst. Ob aber griechische Mythenstoffe heute noch geeignet sind, Wesentliches zu übermitteln? Nichts kann den Eindruck verhindern, dass der Künstler zum Teil einer seelenlosen Kunst erlegen ist. Wie anders wirkte Binaepfel dort, wo er mit einer herrlichen Einfalt das Dörfchen der Heimat zu gestalten wusste. Die farbliche Vision steigert sich in dem Blick aus dem Atelier, wo zu der atmosphärischen Spannung der Haufen Häuserwürfel der Grosstadt in eine enge Beziehung trat. Hier erschöpfte sich Binaepfels bedeutendes Können nicht in einem raffiniert geistreichen Zusammenspiel. Dabei denkt man an jene dörfliche Häusergruppe... Vielleicht wird Binaepfel später einmal zu der Genussung der denkwürdigen ersten Ausstellung zurückkehren.

R. Schn.

## Büchertisch

**Heinrich Maria**, Liebe eines Blinden. Colmar, Alsatia 1950, 51 S. — Lieder eines Toten. Strassburg, Heitz & Cie 1950, 60 S.

Zwei bescheidene Bändchen. Aus der Einführung und dem Vorwort der Lieder eines Toten geht hervor, dass sie einen 25jährigen, 1929 verstorbenen Menschen zum Autoren haben. Darüber stehen die Worte von Maria von Ebner-Eschenbach:

«Ein wenig Sang,  
Ein wenig Klang  
Und eine ganze Seele.»

Ja, das ist es: Es ist in diesen Gedichten viel Sehnsucht, viel Schwermut, viel Alleinsein und viel Todesahnen. Die Form aber ist die eines Jungen und, einiges ausgenommen, ohne Originalität. Anders ist es

um die Liebe eines Blinden. Ideal, Heimatempfinden, ein rührendes, feines Mitfühlen. Aber wenn Heinrich Maria noch leben sollte, dann ist die Herausgabe dieses Büchleins unverzeihlich und unverantwortlich. Es bleibt sprachlich und grammatisch unter dem Niveau geistiger Produktion, auf das wir im Elsass Anspruch erheben müssen.

Cl. W.

**Fr. Bouchholtz**, Es isch emol g'sin. Strassburg, Heitz & Cie 1950, 110 S.

Durch dieses Bändchen Dialekterzählungen weht ein frischer, froher Zug. Aus Jugendjahren blühen die «Wackesstreich» und der jungen Liebe Erröten. Die Sprache ist würzig und gesund, im üblichen Tone, d. h. — wie es nun leider zur Gewohnheit geworden ist — derb, an einzelnen Stellen allzu derb.

Und das schadet den Bildern und zerstört sie manchmal durch den harten Klang. Die Erzählungen, zum Teil ungleich, sind anspruchslos, ohne Absicht auf tieferen Gehalt. Manchmal nur klingt ein Sehnen

durch nach vergangenen Zeiten, ein sinnendes, wehmütiges Rückerinnern. Das Hauptsächlichste bleibt aber wie bei Stoskopf das Derbe, das Humorvolle, das Gemütliche.  
Cl. W.

## Vogesen-Wanderungen

**Maursmünster - Champagnermühle - Reinhardsmünster - Pandurenfels - Gr. Buche - Hirschberg - F. H. Schäferplatz - Zabern.**

Gehzeit: 6 St.

a) **Maursmünster - Reinhardsmünster.**  
1<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Std.

Vom Bahnhof der Strasse rechts abwärts folgen. Nach 5 Min. bei Strassenteilung rechts der Strasse folgen, welche unter der Bahn hindurchführt. Beim Passieren der Unterführung gleich rechts dem breiten Fahrweg folgen. Nach einigen Minuten bei Wegeteilung links geradeaus aufwärts durch die Reben. In 15 Min. auf der Höhe bei einem Kreuzifix. Nun dem breiten Weg geradeaus abwärts weiter folgen. Nach einigen Schritten bei Wegeteilung wieder geradeaus und nach 5 Min. im Talgrunde kreuzen eines Karrenweges und eines Bächleins. Auf der andern Talseite dem breiten Weg links einige Schritte folgen, dann den mittleren Pfad, welcher rechts in den Wald führt. Nach 5 Min. auf einer Lichtung rechts am Rande derselben aufwärts und durch Tannenwald ansteigend. Nach 5 Min. kreuzen eines Karrenweges und geradeaus aufwärts. Bald wieder kreuzen eines Karrenweges und dem schmalen Pfad geradeaus folgen. Hier beginnen an den Bäumen rote Farbstiche, welchen man von nun an folgt. Nach 10 Min. auf der Höhe bei einer Lichtung mit Bank. Hier geradeaus dem breiten Weg über die Lichtung abwärts folgen. Nach 5 Min. bei Wegeteilung links und nach 5 Min. geradeaus. Nach 5 Min. kreuzen eines Karrenweges und geradeaus abwärts. Nach einigen Schritten Zusammentreffen mit einem Karrenweg und demselben geradeaus folgen. Nach 2 Min. bei Wegeteilung geradeaus am Rande einer Matte entlang. Links am Wege Quelle. Bei Wegeteilung geradeaus. Nach 5 Min. kreuzen eines Karrenweges und abwärts in 15 Min. auf die Talstrasse bei der Champagnermühle. Auf Brücke über den Bach und der Strasse aufwärts folgen in 25 Min. in Reinhardsmünster.

b) **Reinhardsmünster - Pandurenfels.**  
3/4 Std.

Am Anfang des Ortes links aufwärts. (Wegw.: Haberacker 4,9; Wangenburg 10,2). Durch den langgestreckten Ort 10 Min. und gegenüber der Wirtschaft «Zum grünen Wald» rechts aufwärts. (Wegw.: Oehsenstein, Haberacker). Nach einigen Schritten bei Wegeteilung links an einem Garten aufwärts. Bei Wegeteilung nach einigen Schritten geradeaus und bei nochmaliger Teilung den mittleren Fusspfad geradeaus aufwärts. Derselbe mündet nach 5 Min. in einen Karrenweg, welchem man geradeaus folgt. Der Karrenweg wird allmählich zum Fusspfad. In 15 Min. auf Strasse und derselben rechts aufwärts folgen. Nach 5 Min. links schmaler Pfad aufwärts. Derselbe wird allmählich breiter und erreicht zuletzt im Zickzack in 15 Min. den Pan-

durenfels (450 m). Schöne Aussicht.

c) **Pandurenfels - Hirschberg.** 3/4 Std.

Vom Felsen einige Schritte zurück und geradeaus etwas steil aufwärts in 1 Min. auf eine Forststrasse. Derselben rechts eben folgen. Schöne Ausblicke unterwegs. In 12 Min. bei einer alten Buche am rot gezeichneten Weg Hohbarr - Haberacker. Nun rechts dem rot gezeichneten Pfad aufwärts folgen. (Wegw.: Haut-Barr, Saverne). Nach 12 Min. kreuzen eines Karrenweges und einige Schritte weiter links Pfad aufwärts (Wegw.: Hirschberg). Nach 10 Min. Teilung. Hier rechts steil aufwärts. In 5 Min. Teilung und links aufwärts in 5 Min. auf dem Hirschberg (560 m). Schöner Blick auf Dagsburg.

d) **Hirschberg - Forsthaus Schäferplatz.** 1/2 Std.

Zurück zur Teilung, 2 Min., und nun geradeaus. Bald Teilung, und links am Hirschfels (Eule) vorbei abwärts. Nach 5 Min. auf Karrenweg und demselben rechts abwärts folgen. Nach 5 Min. bei Teilung links abwärts (Schöner Aussichtspunkt). Bei einer Lichtung schöne Aussicht. Nach 7 Min. bei Teilung links Pfad und nach 5 Min. Einmündung in den rot gezeichneten Pfad Hohbarr - Haberacker. Hier links der Farbe folgend in 5 Min. am Forsthaus Schäferplatz.

e) **Forsthaus Schäferplatz - Zabern.**  
2<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Std.

Vom Forsthaus in die Strassenkehre und dem mittleren Karrenweg geradeaus folgen. Nach einigen Schritten kreuzen eines Karrenweges und dem hier beginnenden Pfad rechts folgen. (Wegw.: Saverne 2 h.). Der Pfad führt eben fort. Nach 5 Min. bei Wegeteilung dem Karrenweg links folgen. Nach einigen Schritten wieder rechts Pfad. Nach 15 Min. kreuzen eines Karrenweges. Nach weiteren 15 Min. mündet der Pfad in einen Karrenweg, welchem man links folgt (Quelle). Bald schöner Blick auf Stambach. Nach 5 Min. bei Wegeteilung rechts Pfad und nach einigen Schritten kreuzen des blau gezeichneten Weges Stambach - Brotschturm. Der Pfad mündet in einen Karrenweg, welchem man geradeaus folgt. Bei Wegeteilung geradeaus und nach 5 Min. rechts Pfad. Bald kreuzen eines Karrenweges und nach einigen Schritten eines zweiten. Nach 5 Min. Pfad kreuzen und geradeaus weiter. (Wegw.: Präsidentenpfad nach Zabern). Nach 15 Min. kreuzen eines Karrenweges und nach 5 Min. Pfadkreuzung. Bald wieder kreuzen eines Karrenweges und nach 5 Min. bei Pfadteilung geradeaus. Nun dem Karrenweg einige Schritte links abwärts folgen, dann wieder ebener Pfad. Nach 9 Min. bei einer Bank Pfadkreuzung und immer eben weiter. Nach 15 Min. auf die Hohbarrstrasse und dieser links abwärts folgen, in 10 Min. am Hotel des Vosges. Hier links abwärts in 50 Min. am Bahnhof Zabern.

Alfred Gaessler.

# Hôtels recommandés

## Hôtel Bains de Buhl

**Barr** centre d'excursions : Mont Ste. Odile etc. etc.  
Téléphone 70. 100 lits. Cuisine et cave renommées.  
Mosser, propriétaire.

## Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

**Guebwiller** Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées.  
„Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes  
frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et  
Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

## Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

**Guebwiller** Gute Küche — 1<sup>a</sup> Oberländer Weine —  
Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.  
Propr.: Xavier Baldenweck.

## Hôtel-Restaurant National.

**Haguenau** Place de la gare, rue St. Georges.  
Propriétaire : J. Lindecker.

Das vor dem Brande beliebte

## Hotel Hanauer Weiher (Nord- vogesen) wiedereröffnet.

Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. - Aufmerksame  
Bedienung. - Fremdenzimmer. - Pension. - Kahnfahrten.  
Der neue Besitzer G. KUNDER.

## Hôtel Stauffer

**Le Hohwald** altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion,  
en auto, pour votre séjour, visitez  
l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage.  
Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander.  
Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

## Hôtel du cheval blanc.

**Lembach** Agréablement situé au milieu de 9 châteaux  
A proximité du Fleckenstein, Hohenburg  
Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Re-  
commandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

## Hôtel du Lion.

**Schönau** à la frontière d'Alsace-Palatinat.  
O. Mischler.

## Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

**Lauchensee** 945 m alt. Stations : Lautenbach, Metzeral et  
Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée  
de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pen-  
sion et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr. : Kech.

## Hôtel-Restaurant Fischer

**Lautenbach-Zell** à 10 min. de la gare de Lautenbach.  
Déjeuners et Dîners à toute heure.  
Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine  
renommée. Spécialité : Carpes et Truites. Grande Salle.  
Electricité. Téléph. Propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

## Hôtel du Lac blanc

Altitude 1200 m.

Gare Hachimette-Orbey. Poste Orbey. Tél. Orbey No. 50.  
Cures d'air. Sports d'hiver. Dernier confort. Pension  
50 à 60 fr. Centre d'excursions. Ouvert toute l'année.

Albert Freppel, propr.

## Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE  
==== RHUMATISMES ====

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU  
BAIN THERMAL.

## Restaurant Donnenwirth-Allenbach.

**Mühlthal** Post Bärental und Gare Philippsburg je 4 km.  
am Touristenweg Bad Niederbronn - Ruine  
Arnsburg - Ruine Lichtenberg, inmitten Tannenwald.  
20 Min. zur Ruine Gross Arnsburg, Herrliche Spaziergänge.  
Speisen zu jeder Tageszeit ; 'Spezialität : Bauernschinken,  
Bauernbrot, Forellen. Schöne Fremdenzimmer

## Hôtel-Restaurant du Lion d'or

TELEPHONE 72

**Niederbronn-les-Bains** Renoviert. Fliessend Wasser. Aner-  
kannt gute Küche. Prima elsässische  
und franz. Weine. Aufmerksame Bedienung. Schattige  
Terrasse, Garage.

Neuer Besitzer: Edm. ZUMBIEHL, Küchenchef.

EXIGEZ PARTOUT LES

# BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

Niederbronn-les-Bains  
**HOTEL MATTHIS**

Téléphone No. 10

En face du Casino de la source et de l'Etablissement Thermal. Tout confort. Eau courante chaude et froide. Restaurant-Pension. Garage. Bains. — Prospectus sur demande. Ouvert Pâques-Novembre. Aug. Hueber-Matthis.

**Hôtel Vogesia**

Niederbronn-les-Bains Tél. 102. Près du Casino et square des eaux. Eau courante chaude et froide. Salles pour 50 à 800 personnes. Garage pour 30 autos. Prix modérés.

**Pension Koch**

Téléphone 105. Pension de famille près de la forêt. Foyer de touristes. Propr.: Ch. F. Koch.

**Hôtel-Restaurant de la Poste**

Téléphone 98 — Am Kurplatz — Téléphone 98

Niederbronn-les-Bains Annerkannt gute bürgerl. Küche. Gepflegter Keller. Freundl. Fremdenzimmer. Mässige Preise. Aufmerksame Bedienung. Ernest ROEHRIG, Küchenchef.

**Hôtel de la Chaine d'or (Kette)**

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Communiquant avec le nouveau Etablissement des bains thermal. Grandes salles pour sociétés. Maison recommandée aux sociétés, voyageurs et touristes.

Propr.: J. Ph. Jund, chef de cuisine.

**Hôtel Lenig-Weissler**

Niederbronn-les-Bains à l'entrée de la promenade. Belles chambres. Restaurant-Pension. Cuisine et cave renommées. Grande salle recommandée aux sociétés et touristes. Eau courante, salle de bains, chauffage central. Téléphone No. 4. Propr.: René Lenig.

**Hôtel du Cerf**

Oberbronn cure d'air, à 3 km de Niederbronn-les-Bains. Arrêt des autos Niederbronn—Ingwiller. Grande salle et terrasse pour sociétés; vue splendide. Grande collection d'armes antiques. Cuisine et cave soignées. Chambre et Pension. Prix modérés. — Grosser Saal. Terrasse mit herrlicher Aussicht. Grosse Sammlungen von Waffen und Altertümern. Gute Küche, reine Weine. Zimmer und Pension. Propr.: Alfred Muller.

**GRANDS VINS D'ALSACE**

Administration des

**Domaines Viticoles Schlumberger**

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

**Hôtel de la Pépinière**

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M. 30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air. 400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'excursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

**Café Windenberger**

Sarreguemines Rue Ste. Croix 15. Maison de premier ordre. Recommandée pour sa pâtisserie. Spécialité: Fabrication de Pralinés.

Propr.: Mme. Windenberger.

**Café-Restaurant Terminus**

Sarreguemines Avenue de la gare, recommande une cuisine de 1<sup>er</sup> ordre et sa cave de meilleurs crus. — Boissons de premier choix. — Maison recommandée aux Gourmets et MM. les Voyageurs et Touristes.

**Pension - Nouvel Hôtel des Touristes**

**Villégiature Tannenkirch**

Téléphone 1.

Altitude 650 m.

se recommande aux familles pour un séjour agréable dans un air pur et fortifiant. Logements meublés avec cuisine à louer.

**Hôtel-Restaurant Excelsior**

„Zum Elsässer Winstuebla“

Sarreguemines In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs, Ecke Avenue de la gare und Rue Poincaré. Tel. 594. Neuerrichtetes komfortables Haus mit grossen und kleinen Vereinssälen. Rendez-vous aller Touristen. Prima Küche. Reine Elsässer- und französische Weine. Grosser schattiger Garten. Kegelbahn. Garage nebenan. Schöne Zimmer mit fliessendem Wasser. Zentralheizung etc. Propr.: Jules Guthbrod.

**Hôtel des Deux Clefs.**

Turckheim Sur la route aux Trois-Epis. Maison de curiosité alsacienne, fondée en 1620. Meubles vieux styles. Pension, chambres confortables. Vins des meilleurs crus. Cuisine soignée. Salles pour sociétés. Grand jardin ombragé. T. S. F. Téléphone 1, Turckheim. Auto-Garage.

Propr. E. Burgmann, chef de cuisine.

**Hôtel-Restaurant Bellevue**

Trois Epis Téléphone 9. Cuisine renommée. Pension. Chambres. Vins d'Alsace ouverts et en bouteilles. Prix modérés. Garage gratuit.

Ant. Grasser, chef de cuisine.

**Hôtel du Château**

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.





**SANATORIUM GUEBWILLER.**

**Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige**

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,  
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche  
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).  
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

**Vite et Bien!**



CLICHÉS TRAIT  
SIMILIGRAVURE  
TRICROMIE  
RETOUCHES  
DESSINS

Téléph.  
882

**Photogravure**  
**A GUEIROARD** **MULHOUSE**  
2 Place Guillaume Tell

**Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame**

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

*Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort*

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem  
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-  
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,  
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301. Propr. Mme. Vonesch-Biecheler.

**Dragés und Bonbonnières**

**Biscuits u. Desserts - Chocolats, Cacaos, Thés**

zu Fabrikpreisen bei

**DARSTEIN STRASBOURG**  
Jungferngasse 3

**Savonnerie Alsacienne**

RÉQUISHEIM (Haut-Rhin)

INSTALLATION MODERNE

**Fabrication de Savons de toutes sortes**

Poudre à Savon „ALSATIA“ pour la lessive  
SAVON MOU DE PREMIÈRE QUALITÉ

MODERNSTE FABRIKEINRICHTUNG

**Herstellung von Gebrauchsseifen aller Art**

für Haushalt und Industrie

Seifenpulver „Alsatia“ - Schmierseife I. Qualität

**Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten  
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.  
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.**

**Grands Magasins du**

**GLOBE**

Rue du Sauvage - **Mulhouse** - Chaussée de Dornach

